

# Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

No. 20.

1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

## Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky.

19. Fortsetzung.

„Ich war ein Knabe,“ begann Celestin, „als man mich nach Oesterreich brachte und den Jesuiten zur Erziehung übergab. Von diesem Augenblick an hatte ich keine Familie mehr und keine Heimat. Meine Lehrer wußten von jeder Empfindung, die für mein schönes Vaterland, für Eltern und Geschwister noch in mir lebte mich loszuschälen. Man lehrte mich den Orden zu lieben, ihn um seiner Verdienste willen zu bewundern, um seiner Machtfülle zu fürchten, man lehrte mich ihm zu gehorchen in allem und jedem. So ward jegliches Gefühl allmählich abgetötet und ich war das Werkzeug einer Macht geworden, vor der ich mich slavisch beugte.

Ich war als Novize in den Orden eingetreten und legte nach kurzer Prüfungszeit die drei Gelübde ab: der Armut, der Keuschheit, des Gehorsams. Man verlangte den ganzen Menschen, Leib und Seele und all meine Fähigkeiten und all meine Gedanken hatte ich hinfort dem Dienste der Kirche zu weihen. So ward denn meine Energie auf ein Ziel nur gerichtet, und all mein Eifer ward Befehrungseifer.

Ich trat in die Welt, aber ich liebte die Menschen nicht. Ich erkannte ihren Dünkel und ihre schmutzige Selbstsucht, ich sah, wie sie sich gegenseitig anklagten und befehdeten um des Gemeinsten und Jämmerlichsten willen. Ein heiliges Recht der Kirche schien es mir, diese Menschen unter ihre Autorität zu zwingen. Sie sollten unter ihre Satzungen sich beugen, und wenn wir Priester der Kirche gehorchen mußten, so sollten sie auch zugleich dem Priester gehorchen lernen.

Ihre Bestrebungen, sich diesem Zwange zu entziehen, ihre zumteil bereits errungene Unabhängigkeit empörte mich. Sie verstehen das nicht, aber die, die selbst nicht frei sind, sie hassen und verfolgen am glühendsten die Freiheit anderer.

Ich verbrachte Jahre in Italien und Spanien, dann schickte man mich hierher. — Hier lernte ich Sie kennen und mein erstes Gefühl für Sie war Haß.

Ich war jetzt gewohnt, die Gemüter der Frauen zu beherrschen und da traf ich auf ein junges Mädchen, das frei war von jedem Glauben und von jedem Aberglauben. Keine meiner Voraussetzungen traf mit den Ihrigen zusammen, und meine Phantasie vermochte nicht die ihre zu entzünden. Was Frauen

sonst bewegt, sie ließ es kalt. Sollte hier meine Macht zu Ende sein, die Macht der Kirche? Ich wollte es nicht glauben, ich wollte Sie, die Irrende, uns erringen und ich vermaß mich der Stärkere zu sein. Ich begann den Kampf mit allen Mitteln, wie man ihn mir gelehrt hatte. Jeder Trug, Verrat und List, die überzeugende Macht der Kunst, die Lockungen der Sinne, alles, alles war mir als Kampfmittel recht, alles dies habe ich gegen sie ins Treffen geführt. Schon glaubte ich mich am Ziele — da stellten Sie mit neuer bewußter Kraft sich mir entgegen. Unverwirrt und größer, herrlicher und freier, gestählt durch den Widerstand sah ich Sie vor mir und wie mit strafender Engelszunge riefen Sie mir zu: „Ihr Geist vermag nichts über den meinen, er bewegt mich nicht!“ Da wußte ich's denn, daß alles verloren sei. Ich ging hinweg, ich verließ Sie in Verzweiflung.

Ich klagte Gott an, der solchen durch nichts zu brechenden Unglauben zuläßt, ich lästerte ihn darob, wollte ich doch, daß er mich vernichte.

Und ich irrte tagelang in der Bergwildnis umher, ohne Schlaf, ohne Nahrung, und ich durchkletterte die wildesten Schluchten, bis ich erschöpft zusammenbrach.

Aber ich starb nicht; mein Herz klopfte noch immer, noch immer! Und seine Unruhe und seine Schmerzen enthüllten mir das große Geheimnis der Natur: daß nur Liebe Leben sei, und daß nichts, nichts mit so allmächtiger unauslöschlicher Gewalt die Menschenbrust bewege, als die Liebe zum Weibe! Sie ist das Göttliche, das Eingeborene, sie ist Natur! Sie ist unausrottbar, unbezwinglich wie diese, und hinwegwehen muß der und sich verzehren, der sie frevlerisch verleugnen will. Elsa, jetzt gestand ich es mir ein, was ich heimlich ja längst empfunden, daß es eine Liebe gibt, eine Anbetung, ein Feuer, das verstanden sein will, das nach Gegenliebe lechzt, bettelt. Und jetzt, Elsa, ich will nichts mehr vom Himmel, ich habe den Priesterrock von mir geworfen, aber ich will auf Erden so glücklich werden wie andere Kreaturen. Ich will Mensch sein, und ich fordere mein heiliges Menschenrecht, indem ich das Weib meines Herzens für mich begehre. Und so werbe ich um dich, Elsa, sei mein Weib.“

Elfa hatte ihm zugehört, an die Stelle gebannt von dem Zauber, den die dämonische Leidenschaftlichkeit eines Willens auf das Gemüth eines anderen Menschen, auf Augenblicke wenigstens, immer zu üben vermag. Jetzt riß sie sich empor, verstört, zitternd, in unbeschreiblicher Aufregung.

Er aber fiel vor ihr auf die Knie und hielt sie am Gewande fest.

„Elfa!“ seine Stimme hatte einen tiefen unsagbar melodischen Klang, der vom Herzen kommt und zum Herzen geht. „Ich liebe dich, wie dich noch nie ein Mann geliebt hat, noch jemals einer lieben wird, und glaube mir, so hat sich auch noch kein Mann um ein Weib gequält, abgezehrt, gepeinigt! Elfa, sei mein! Vorerst nur aus Mitleid, nur aus Erbarmen vorerst, bis jenes allgewaltige Gefühl auch dich ergreifen wird, bis deine Liebe sich an der meinigen entzündet. Dünkt es dir denn unmöglich, mich als deinen Gatten zu lieben? Ich bin jung, man sagte mir, ich sei auch schön. Ich bin es jetzt nicht, ich bin versengt, zerstört, aber ich werde es wieder sein; ich schöner, herrlicher, kraftvoller als je wird mich deine Liebe machen, und in voller Männlichkeit, strahlend von meinem unendlichen Glück will ich dich in die Arme schließen. Ich werde dich hinführen, wohin du willst, und will dich mit dem Luxus einer Königin umgeben. Ich will selbst nur dein Sklave sein, nur dir angehörig, nur lebend durch dich, für dich!“

Seine Stimme wurde hell und jubelnd. Er hatte sich von den Knien erhoben und er hielt ihre Hände fest und zog sie an sich heran, er wollte sie an sein Herz drücken, und sie sollte ihm nimmer, nimmer entrisen werden. Sie aber stößt einen Schrei aus.

„Lassen Sie mich, ich will nicht!“

Sie hat ihn zurückgestoßen und stürzt nun gegen das Fenster.

„Sobald Sie es wagen mir nahe zu kommen, springe ich hinaus. — Ich bin frei! — Sie werden mich nicht bezwingen, nicht im Glauben, nicht in der Liebe!“

Er stand regungslos, aber jede Muskel bebte an seinem Körper.

„Sie können mich verstoßen, Elfa, aber sie töten mich.“

Sie sah ihn an mit großen empörten Augen.

„Sie sind ein Mann, wollen Sie Betrug für Wahrheit tauschen, wollen Sie ein Weib haben, das einen andern liebt?“

Ein Stöhnen entrang sich seiner Brust. „Ich wußte es!“

Dann erhob sich die schlankte Gestalt in ihrer vollen Höhe und wie befehlend streckte er die Hand gegen die Tür aus.

„Gehen Sie, Elfa, und da Sie nur den eigenen Augen trauen wollen, suchen Sie den, den Sie über alles lieben, in Helenens Armen.“

Er war beiseite getreten, ihr den Weg freigebend.

Sie stürzte an ihm vorüber und gegen die Tür; wie von Furien getrieben stürzte sie vorwärts. Sie rannte durch die Flucht von Zimmern, immer die Türen aufreißend, die Cälestin hinter sich geschlossen hatte.

Jetzt ist sie in dem Gemache vor dem Salon, die Tür dahin steht offen und sein helles Licht fällt durch dieselbe. Schon ist sie an der Schwelle und hält hier inne. Sie sieht Helene und Arnold, die sich soeben vom Sopha erheben und nun einander gegenüberstehen. Sie sieht ihre Tante in einer Gemütsbewegung, die sie noch nie an ihr gesehen. Ihre Wangen flammen in einem dunklen Purpur, und in den hellen Augen stehen Tränen, die sie vor ihm nicht zu verbergen sucht, ihre Haltung hat etwas demütigendes, das sie verjüngt und sie fast mädchenhaft erscheinen läßt; Arnolds Gesicht kann sie nicht sehen, er ist von ihr abgewendet, Helene zugeneigt. Er spricht mit ihr, flüsternde Worte sind es, und jetzt reißt er ihr die Hand.

Helene bleibt einen Augenblick ohne sich zu regen, dann plötzlich breitet sie die Arme aus und fliegt ihm an den Hals, und wie sie ihn umschlingt, bricht sie in ein lautes schluchzendes Weinen aus.

So umfaßt nur die Geliebte den Geliebten.

Elfa wendet sich ab, sie wollte nichts weiter sehen, sich still entfernen, aber ihre Nerven, die in so hochgradiger Aufregung

sich befanden, unterlagen dieser neuen und heftigsten Erschütterung, sie sinkt lautlos zusammen.

Der Fall wurde gehört. Arnold hatte sich von Helenens Armen losgemacht und beide eilen nun mit einiger Bestürzung in das anstoßende Gemach. Sie finden Elfa am Boden hingestreckt, bewußtlos. Er nimmt sie wie ein Kind in seine Arme und trägt sie in den Salon.

Er legt sie auf den Divan und kniet vor ihr. „Elfa, Elfa!“ ruft er außer sich.

Sein eigenes Herz befehrt ihn, was in dem ihren vorgegangen, und wieder befindet sich dies junge eifersüchtige Herz in einem Irthum. Niemals hat er sie treuer und zärtlicher geliebt, als in dem Augenblick, wo ihm all der sinnliche Reiz eines anderen Weibes so verführerisch nahe getreten war. Er zieht ihren Kopf an seine Brust, an sein pochendes Herz, sie muß es doch fühlen, daß es nur für sie schlägt, und er streicht über ihre Haare, über ihre Wangen und seine Blicke tun, was sein Mund nicht wagt, sie küssen ihr Augen und Mund. Angstvoll ruft er um Wasser.

Helene hatte bereits nach einem Fläschchen Eau de Cologne gegriffen und bringt es.

„Ueberlassen Sie Elfa mir,“ sagte sie wie in Empörung. „Alles an ihr war verwandelt, ihre Haltung, ihre Farbe, ihr Ton.“

Arnolds Zartgefühl hatte sie vor einer Erniedrigung zu bewahren gewußt und sein Feingefühl hatte das ihrige geweckt.

Er hatte ihr gesagt, daß er von ihr scheide für immer, aber dies hatte nichts Verletzendes für sie gehabt, und es war etwas Reinigendes in ihr aufgestiegen, etwas von der Demuth eines Kindes, das mit guten edlen Worten zurechtgewiesen wird und nun darüber weint.

Als er sich aber erhob und ihr die Hand bot, als der Augenblick des Scheidens gekommen war, der gefährlichste für ein Weiberherz, der es fast immer schwach findet, da erlag sie dem aufstürmenden Verlangen, einmal noch, ein letztesmal an seinem Halbe zu liegen. Elsas Dazwischentreten hatte ihr die selige Harmonie des Augenblicks gestört, alles in eine schrille Dissonanz verwandelt.

Jetzt, wo er einer andern gegenüber seine Reserve aufgegeben, wo ihm alle Bedenken geschwunden waren, wo er, aller Form vergessend, sich im Innersten bewegt zeigte, von Leidenschaft durchzittert, wo er an nichts dachte, nichts sah als diese Eine, jetzt erst empfand sie die tiefe Demüthigung, die ihr geworden. Sie hatte ihm ihr Herz geoffenbart und fand sich nun verschmäht, verstoßen um dieser andern willen.

„Gehen Sie,“ rief sie, als er seinen Kopf noch tiefer gegen Elsas Gesicht neigte, hatte er doch mit Entzücken bemerkt, daß ihr die Farbe zurückkehrte, und damit auch ein Schimmer des Bewußtseins.

„Ich befehle es Ihnen,“ fuhr sie nachdrücklicher fort, „oder wollen Sie einer Bewußtlosen gegenüber den Kühnen spielen?“

Sanft legte er Elfa in die Kissen zurück und erhob sich; Helene drängte ihn noch weiter hinweg, und jetzt hatte sie die Klingel erfährt und läutete heftig.

Dann stellte sie sich, gleichsam zu Hut und Schirm, vor Elfa hin.

„Ich muß Sie bitten, sich zu entfernen, Doktor. Sie wollen nach England, nun gehen Sie mit Gott und beunruhigen Sie uns nicht weiter.“ Sie versuchte zu lächeln, „nun ja, Sie sind uns nun einmal gefährlich, uns beiden! Aber Sie haben es mir ja selbst gesagt, daß Sie sich mit Ihrem Vater überworfen haben, und Sie nannten sich selbst einen Mann ohne Namen, ohne Stand, ohne Vermögen, Sie haben die Unmöglichkeit erkannt, daß eine Frau ihr Schicksal an das Ihrige knüpfe, denn Ihre Zukunft ist mehr denn ungewiß, sie ist voll Gefahr und Verderben. Könnten Sie Elfa gegenüber anderer Meinung sein? Im Gegentheil!“ Ihr Ton wurde höhnisch. „Ich dachte doch, Elsas Jugend und Unerfahrenheit müßten Ihnen eine noch weit größere Vorsicht und Reserve auferlegen, und hier mein Herr, gebietet es Ihre Ehre, daß Sie fortan ihr nicht mehr nahe treten.“

Er sah sie an, so stolz, voll echter Manneswürde, dann sagte er sein:

„Was meine Ehre gebietet, das werde ich auch künftig zu tun und — zu lassen wissen, Sie dürfen davon überzeugt sein, Frau Gräfin.“

Ein tiefer Atemzug löste sich von Elsas Brust und sie schlug die Augen auf. Sie sah zu ihm hinüber, ihre Blicke begegneten sich; der ihrige in seiner halben Verschleierung enthüllte ihm doch eine Welt voll Liebe. Dann schloß sie abermals die Augen.

Josefa trat jetzt herein, von Frau Gerta gefolgt. Die alte treue Dienerin, die Elsa wie ihr Kind liebte, eilte sogleich auf sie zu und nahm sie in ihre Arme. Sie schien ungemein besorgt.

Sie war bereits im Bette gelegen und eingeschlafen gewesen, als Elsas Schrei, den sie in ihrem Zimmer ausgestoßen, sie aufschreckte; sie hatte sich aufgerappelt, ungewiß, ob es Wirklichkeit war oder ob es nur ein Traum gewesen; als sie sich aber eilends ein wenig angekleidet und in Elsas Zimmer getreten war, um nachzusehen, fand sie diese nicht mehr darin und niemanden. Die Lampen brannten ruhig, aber als sie an das Fenster trat, glaubte sie im Garten Schritte zu vernehmen, die sich eilig entfernten. Sie vermutete Elsa in dem anstößenden Gemach, und als sie sie auch hier nicht fand, ging sie in das Dienerzimmer um zu fragen, wo die Herrschaften sich befänden. Das Glockenzeichen aus dem Salon rief sie dahin.

Als Arnold den Salon verließ und die Freitreppe herabkam, sah er den Wagen davor stehen und der Kutscher wartete noch immer, die Peitsche steif vor sich haltend, auf die Befehle seiner Gebieterin.

Mit einem schrillen Ton tat sich die kleine Gittertür, die von der Portierloge aus in Bewegung gesetzt wurde, vor ihm auf. Rasch schritt er hindurch und rasch die Straße entlang.

Eben hatte er sein Hotel erreicht, als ein Wagen im schnellsten Tempo vorüberjagte; er hatte im Schimmer der Hotel-Laterne erkannt, wem diese Equipage gehörte und wen sie führe.

Helene von Falkenau fuhr zur Soirée der Fürstin Cilli.

## 21. Kapitel.

In einem Zimmer des Hotels Elisabeth flackern die angezündeten Kerzen unter den einzelnen Windstößen, die durch das geöffnete Fenster hereinschlagen und erleuchteten mit mäßiger Helle den kleinen teppichüberdeckten Tisch, auf dem ein Brief neben dem Couvert liegt, dem er soeben entnommen worden.

Arnold steht abgewendet am Fenster. Er hat seinen Rock abgeworfen, das Halstuch gelöst, das Hemd geöffnet, sein Blut ist in Wallung, er lechzt nach Kühlung. Aber auch der Wind, der plötzlich aufgesprungen ist, ist heiß und trocken und wirbelt von der Straße unendlichen Staub in die Höhe und ihm ins Gesicht.

Er hatte den Brief entfaltet, um ihn zu lesen und nun vermochte er's nicht. Das soeben erlebte bebte noch in jeder Faser nach, es beschäftigt noch seinen Kopf und sein Herz. Er denkt an das Mädchen, das er liebt, und dessen Gegenliebe ihm zur entzückenden Gewißheit geworden war. Jetzt aber verfinstern sich mit einemmal die leuchtenden Augen, langsam wendet er sich dem Tische zu und die Hand langt nach dem Briefe seiner Großmutter. Er steht vor dem Geheimnis seines Lebens, im Begriff es zu enthüllen.

Er fühlt, daß er in diesem Augenblick seine Kraft zusammenfassen müsse, um es ohne Sentimentalität entgegenzunehmen, wie ein Mann; mit aller Ruhe, wie ein Richter.

Er hat sich in einen Stuhl niedergelassen; er bringt das Schreiben vor seine Augen und liest:

„Frau Baronin!

Ein Weib, das mit dem Tode ringt, spricht hier zu Ihnen. Wenn man am Ende eines Lebens sich sieht, das von Kummer und Bitternissen erfüllt gewesen ist, dann ist man abgestumpft gegen alle Leiden, sie bewegen uns nicht mehr, denn man fühlt, daß man bald für immer davon erlöst sein wird.

Aber da zuckt es plötzlich noch einmal in dem erstorbenen Herzen auf, und all das Furchtbare, das es erduldet, all die

Ungerechtigkeit, die man ihm zugefügt hat, brechen aus in einem letzten Schmerzensschrei.

So einem armen Weibe ist es wohl oft erst in der Todesstunde klar geworden, daß es unter einem schmachlichen Druck geknechtet hat sein lebenslang und daß nur falsche Scham es gewesen, die ihm den Mund verschloffen.

Und nun fragen Sie wohl, warum so ein armes Weib in seiner Todesstunde zu Ihnen kommt, seine letzte Bitternis über Sie hinströmt, die es sein lebtag nicht gesehen hat?

Frau Baronin, vor einem halben Jahre noch schien es mir, als wären Sie die letzte, der ich mich anvertrauen dürfte, heute weiß ich, daß Sie die einzige sind, die dem Sohne des Baron Reintal Gerechtigkeit wird widerfahren lassen. Dieser Sohn ist mein Enkel. Er ist heute fünfzehn Jahre alt und also die Frucht eines Verhältnisses, das lange vorher, ehe Sie sich mit dem Baron verbunden haben, bestanden, und das der Tod gelöst hat, noch ehe Sie ihn kennen gelernt. Man hat uns Frauen daran gewöhnt, über das, was unsere Männer vor der Ehe geliebt haben, hinwegzusehen, meine Enthüllung wird also kaum die Gattin irritiren; aber ich rechne darauf, daß Sie als Weib mit mir empfinden, und daß Sie, die ja auch nicht glücklich geworden, sich auf meine Seite stellen werden.

Und nun hören Sie das Bekenntnis einer Sterbenden, das nicht lügen kann.

Vor sechszehn Jahren etwa kam ich nach Solenbad, um während der Saison hier Unterricht zu erteilen und zugleich die erfrischende Alpenluft zu genießen. Baron Reintal war unter meinen Schülern. Er kam wiederholt in meine Wohnung, obwohl ich das nicht gerne sah, und lernte meine achtzehnjährige Tochter kennen.

Ich merkte bald, daß die jungen Leute Neigung zu einander faßten und wollte meine Tochter entfernen.

Da zeigte sie mir die Briefe, die er an sie geschrieben, sie sprachen alle von seiner unvergänglichen Liebe und seiner ernstesten Absicht.

Er schwur darin, sie nie zu verlassen, sie hoch zu halten als sein Liebste und Heiligste. Ich war davon weder befriedigt noch überzeugt, und er war noch so jung, erst einundzwanzig Jahre alt.

Ich sprach selbst mit ihm und stellte ihm alles vor, das hindernd dazwischen treten könnte, und ich beschwor ihn, zu gehen, mein Kind nicht unglücklich zu machen. Er aber bat und flehte, ihn nicht fortzuschicken. Er sagte, er sei leider noch minorenn, er könne also nicht sofort an eine Heirat denken, aber seine Liebe und seine Ehre fesselten ihn für immer an sie.

Wir glaubten ihm, Leichtgläubige die wir waren! Wir glaubten den Worten eines Edelmanns — es hat unsäglichen Jammer über uns gebracht. — Marie fühlte sich Mutter. Auch da noch suchte er sie über ihren Zustand zu trösten, auch da noch häuften er Versprechungen über Versprechungen. Er machte bereits Rechte geltend und erzwang sich so den fortgesetzten Umgang mit der Geliebten. Ich kehrte in diesem Winter nicht nach der Residenz zurück, ich hatte dort Freunde und Bekannte, aber schamvoll wollte ich den Zustand meiner Tochter vor ihnen verborgen halten.

Als die Zeit der Entbindung heranrückte, mußte uns Reintal verlassen, der Befehl seines Vaters berief ihn nach Wien und zu all den Lustbarkeiten daselbst. Wir durften ihn nicht halten. Aber als nun alles glücklich überstanden und Maria einen Knaben geboren hatte, fanden wir uns mit dieser Freude im bittersten Glend.

Ich hatte den Winter über kaum einige Lektionen erhalten, und Mariens leidendes Befinden zwang mich auch noch die wenigen aufzugeben.

Wir erwarteten nun Hilfe von dem jungen Vater, wir erwarteten diesen selbst. — Er kam nicht. Er beantwortete auch nicht mehr die Briefe, die mein Kind an ihn schrieb.

Waren sie unterschlagen worden? War es der Einfluß des Vaters, vielleicht seine Drohungen, die ihn so schnell seine Pflicht vergessen ließen? Ich weiß es nicht.

Ich sah die verzweifeltsten Tränen meines Kindes, und selbst in Verzweiflung, wendete ich mich brieflich an den alten Baron, an den Vater Reinhals. Dieser ließ auf die Antwort nicht lange warten. Er schrieb mir kühl und gleichgültig, wie über eine Sache von geringer Bedeutung.

Er stützte sich auf die Minorität seines Sohnes und gab mir, die ich dessen Jugend gekannt und dennoch ein solches Verhältnis geduldet und unterstützt habe, alle Schuld, er wolle sich jedoch auf das übliche Arrangement verstehen.

Bald darauf erhielt meine Tochter eine polizeiliche Vorladung.

Der Beamte, der sie empfing, eröffnete ihr, daß Baron Reinhals Vater, geneigt sei, ihr eine bestimmte Abfindungssumme zu bezahlen, wenn sie schriftlich die Erklärung abgebe, daß der junge Baron nicht der Vater des Knaben sei, den sie geboren habe.

Mein armes Kind empfand die ganze Schmach, die ihr damit angetan ward, sie traf sie tödlich. Verflört, in unendlicher Aufregung kam sie zu mir zurück. Ihre Augen hatten einen fiebernden Glanz, ihre Lippen bebten.

Es ist unmöglich — unmöglich — unmöglich! rief sie immer wieder aus.

Sie wollte das Ungeheuerliche nicht glauben, sie konnte es nicht glauben, daß derjenige, der sie geliebt habe, sie so tief erniedrigen könne, sie in so schamloser Weise beschimpfen lasse.

Er durfte es nicht. Sie wollte ihn selbst auffuchen, sagte sie; sie müsse es; kein anderer solle und dürfe mehr zwischen sie treten.

Ich sah ihre verzweifelte Entschlossenheit und konnte nichts daran ändern.

Sie fuhr mit dem nächsten Zug nach Wien; ungeduldig und angstvoll erwartete ich ihre Rückkehr, oder doch eine Zeile, ein Telegramm von ihr.

Nichts kam, und auch am nächsten Tage nichts. Da hielt es mich nicht länger. Ich wußte, in welchem Hotel sie abgestiegen, ich wollte dahin und an ihrer Seite bleiben.

Ich übergab das Kindchen fremden Leuten und eilte nach dem Bahnhofe.

Ich hatte die Fahrordnung nicht angesehen und da ich zu früh gekommen, mußte ich warten.

Ich kaufte eine wiener Zeitung, die ein Knabe mir anbot, sie war vom Abend des vergangenen Tages. Ich durchblätterte sie, und bei den Lokalnachrichten verweilend, las ich, daß im Hotel Viktoria eine junge Dame, die sich in das Fremdenbuch als Marie Reinhals eingetragen, durch einen wohlgezielten Schuß ihrem Leben ein Ende machte.

Ich sank ohnmächtig zusammen.

Ich schwebte einige Wochen zwischen Tod und Leben, auch das Kindchen kränkelte — aber wir überwandten es beide, ich und das Kind.

Erst als ich in der Rekonvaleszenz mich befand, überreichte mir der Arzt den Brief meiner Tochter, die letzten Worte, die sie vor ihrer entsetzlichen Tat an mich gerichtet hatte. Ich übergebe sie hiermit Ihnen, Frau Baronin, sie werden Sie besser als alles überzeugen, daß meine Tochter rein war, und daß der Knabe, den sie mir hinterlassen, der Sohn Baron Reinhals ist.

Arnold hatte bisher in atemloser Hast gelesen, seine Zähne waren aufeinandergebissen, seine Augen starr und trocken.

Von Zeit zu Zeit hatte er seine Hand gegen die feuchte Stirne geführt, wie um sich zu vergewissern, daß seine Sinne noch klar, daß das Entsetzliche, das ihm das Herz versengte, nicht auch sein Gehirn verbrannt habe.

Als er an dieser Stelle des Briefes angelangt war, schlug er das Blatt um, ohne es zu Ende zu lesen, ein zweites, mit kleinerer, zierlicherer Schrift war daran geschlossen, es war der Brief seiner Mutter, seiner armen in Verzweiflung geendeten Mutter.

Seine Brust hob sich krampfhaft, seine Hände begannen zu zittern, aber die unbarmherzigen Augen gönnten ihm keinen

Augenblick, um sich zu fassen, gierig verschlangen sie jede Zeile, jedes Wort. Er las: „Mutter! Heute weiß ich's, ich bin entehrt! Das Gefühl, das mir das Höchste geschienen, das ich wie eine heilige Flamme in meinem Herzen genährt habe, es wird mir zur Schmach, denn ich habe es an einen Unwürdigen verschwendet.“

Jeder hat nun ein Recht mich zu verachten, und selbst mein Kind, das einzige, das in meinem Jammer mich trösten könnte, wird mich verachten, denn man wird ihm sagen, deine Mutter ist eine Dirne gewesen, und der Mann, dem sie sich hingab, hat sie hohnvoll von sich gestoßen.

Ich will es nicht hören, Mutter, ich will es nicht hören! Es würde mich wahnsinnig machen! Der bloße Gedanke schon krallt sich in mein Gehirn — Gott, Gott, so unschuldig zu sein, und doch in den Augen der Welt so schuldig! Und jeder Bube dürfte mich jetzt beschimpfen, und ich müßte es dulden, und müßte den Schimpf ertragen mein lebenslang?!

Das kann ich nicht — ich kann es nicht — dazu fehlt mir die Kraft. Ich will sterben. Mutter, liebe teure Mamma, verzeih mir's. Du hast mich gewarnt, wie oft, ich hab' dir's nicht geglaubt.

Ach, ma mie, wie konnt ich es denn?! Er war so schön, so gut, so zärtlich, seine Liebe erschien mir das Höchste, und er selbst war mir das Herrlichste, das die Natur gebildet — und nun diesem Manne, dem Einziggeliebten nichts mehr zu sein — nichts, nichts — er hatte mich abweisen lassen, durch seinen Kammerdiener! — Nichts mehr davon — ich will sterben. Mutter, wenn du diesen Brief in den Händen hältst, ist alles gut, und alle Dual hat ein Ende gefunden.

Auch er wird dann anders denken, ich hoffe es. Er beklagt dann wohl das arme junge Ding, das nun stumm geworden für immer, das nun keine Forderungen mehr an ihn stellen wird, keine — auch nicht durch dich Mutter, auch nicht durch meinen Sohn. Mein lieber kleiner Arnold, er soll es nie erfahren, was sein Vater an mir verbrochen hat, hörst du, Mutter, nie! Es ist mein letzter Wille. Er soll seinen Vater nicht hassen. Sag ihm, ich sei bei seiner Geburt gestorben, er wird sein Mütterchen, dem er das Leben gekostet, dann noch lieber haben, er soll mich lieb haben — es ist mein Gebet, mit dem ich hinübergehe. Leb wohl, teure Mamma, dir bleibt ein junges süßes Leben, mein Arnold, nimm ihn in acht!“

Arnold warf sich über den Tisch und brach in ein lautes krampfhaftes Schluchzen aus.

Er weinte um seine Mutter, wie nur ein Kind weinen kann.

Er liebte sie; niemals hatte ein Sohn seine Mutter zärtlicher geliebt, niemals hatte eine Mutter zärtlichere Liebe verdient, und diese Mutter hatte man ihm geraubt, gemordet, mit kaltem Blute gemordet!

Er weinte, er rang die Hände. Ein unendliches Mitleid und Erbarmen mit ihr, die längst ausgelitten, überkam ihn, und vielleicht auch Mitleid mit sich selbst, denn in ihm erhob sich etwas Grimmes, Grauenhaftes, ein wilder Haß gegen seinen Erzeuger.

In diesem Augenblick, wo er seine starke Liebe zu Eska im Herzen trug, wußte er, was diesem Manne erfüllt worden, welche Seligkeit er in ihren Armen genossen, und nachdem er seinen Himmel erbettelt, hatte er sie, die ihm alles gegeben, in feiger Niedertucht von sich gestoßen, roher als jedes Tier, hatte er sein Junges verleugnet, und mit der Ehre seiner Geliebten zugleich ihr Leben vernichtet.

Und niemand hatte ihn darum angeklagt, niemand selbst von denen, die um seine Schandtat wußten. Und dieser Mann — ach, wie alles Blut sich in ihm empörte — dieser Mann hatte die Frechheit gehabt, die Mutter ihm zu verdächtigen, und vor ihm hatte er es ausgesprochen, daß er ihr nichts schuldig geblieben sei.

Nichts schuldig, der Mörder seinem Opfer!

Arnold erhob sich, und riß den Brief an sich. Jeder Nerv zitterte an ihm.

Er will ihn auffuchen, will ihm den Brief vorhalten, will ihn zwingen ihn zu lesen, Zeile für Zeile, Wort für Wort, und er will ihn dann fragen, ob er wirklich glaube, daß er seiner Mutter nichts schuldig geblieben sei.

Er greift nach seinem Rock und Hut; unwillkürlich sieht er nach der Uhr, es ist Mitternacht.

Er kann nicht daran denken, den Baron zu Hause zu finden, der ist auf der Soirée der Fürstin. Gleichviel, er will dahin, er will ihn dort auffuchen, und Aug in Aug, öffentlich und vor allen, will er ihn des Trennbruchs anklagen und der Verführung. Da bricht er plötzlich in ein lautes, hohnvolles Lachen aus.

Er will ihn anklagen? Wessen anklagen, und vor wem?!

Wegen eines Verbrechens, das alltäglich ist, vor einer Gesellschaft, die es gleich einem Privilegium offen betreibt und sich dessen noch rühmt? Und war es nicht ein Organ der öffentlichen Ordnung und Sittlichkeit gewesen, das der alte Baron damit betraut hatte, der Verlassenen jenen schändlichen Antrag zu machen, der ihr eine Abfindungssumme sicherte, sobald sie den Vater verleugnete und lügnerisch sich selbst zur Meze bekannte?

In dieser Gesellschaft ist der Verführer ja unantastbar, auch vor dem Gesetze, und er bleibt in Ehren und Würden nach wie vor. Und wenn er jetzt unter sie trete mit seinem verzerrten Antlitz, mit seinem verwirrten Haar, und wenn er den Brief laut verlesen würde, man würde die Geschichte nur amüsant



Schloß Chillon am Genfersee.

finden, und vielleicht auch skandalös. Skandalös nur von seiner Seite, in der Hintanzetzung aller Form, in der Verletzung des gesellschaftlichen Anstandes. Er würde diesen Hyänen die Mutter preisgegeben haben, der Baron aber, den sein Renommée, als Unwiderstehlicher, gleich einer Aureole umgibt, den diese Damen darum anbeten, er würde zu dem allen nur die Achseln zuden. Er hätte ja Recht, was die Gesellschaft tolerirt, in der man lebt, das tolerirt man selbst, und es gibt kein anderes Gewissen als die öffentliche Meinung.

Arnold warf den Hut von sich. Nein, nicht heute, nicht vor dieser Gesellschaft wird er ihn zur Verantwortung ziehen, aber der Augenblick wird kommen, und er wird ihn beschleunigen helfen.

Von diesem Augenblick ist er losgelöst von allen Beziehungen,

die bisher an die vornehme Welt ihn noch gefesselt, losgerissen von allen Banden, die ihn an den Vater geknüpft, jetzt gehört er voll und ganz jenen Enterbten an, jenen Rechtlosen, deren Sache er bisher, nur von seinem tiefen Rechtsgefühl geleitet, vertreten hatte, zugleich in dem fast unbewußten Drange, der Menschen einer Zeit ergreift und zum Handeln drängt. Jetzt ist er ein Proletarier wie sie.

Arnold hatte sich wieder dem Fenster genähert, er scheint verwandelt.

Seine Brust hebt sich hoch unter schweren Atemzügen, seine Hände sind geballt, und seine Augen brennen in einem Feuer, das seiner weichen milden Natur bisher fremd war, in dem Feuer eines wilden verzehrenden Hasses.

(Fortsetzung folgt.)

# Die religions-philosophischen Schriften des Privatgelehrten Julius Lippert.

Von Leopold Einsteint.

Der Tod ist das lehrreichste Kapitel vom menschlichen Leben. Wer diesen Satz noch nicht in seiner tiefsten Tiefe erfasst, der braucht nur die im Verlage von Theodor Hofmann in Berlin erschienenen Schriften von Jul. Lippert zu lesen, womit dieser geistreiche Ethnologe in dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren die Wissenschaft bereichert hat. Dieselben sind:

1) Der Seelentult in seinen Beziehungen zur alt-hebräischen Religion. 2) Die Religionen der europäischen Kulturvölker in ihrem geschichtlichen Ursprung. — 3) Christentum, Volksglaube und Volksbrauch. 4) Die allgemeine Geschichte des Priestertums, welche in mindestens zwölf Lieferungen erscheint und wovon gegenwärtig bereits die neunte zur Ausgabe gelangte. Ein Beweis, wie sehr Herr Lippert in so kurzer Zeit die Aufmerksamkeit der Gelehrten wie der Gebildeten überhaupt auf sich gezogen, dafür spricht schon, daß wenige Wochen nach dem Erscheinen der ersten Lieferung die Verlags-handlung zur Herausgabe einer neuen Auflage sich genötigt sah. In der That, Lipperts Werke sind epochemachend; denn noch kein Kulturhistoriker hat vor unseren Augen ein so tief in das Dunkel der Urzeit des Menschengeschlechts hineinleuchtendes Licht angezündet, das so vieles, was bisher kulturhistorisch dunkel erschien, nun mit einemmale zur völligen Klarheit erhellte. Und alle die reichhaltigen Tatsachen, die er aus dem großen Schätze der vergleichenden Ethnologie, der ihm in seltenem Maße zu Gebote steht, hervorhebt, sind nicht etwa wie zur Begründung seiner großartigen Anschauung gemacht, sie erscheinen vielmehr als das Gesamtergebnis des von ihm aufgefundenen allgemeinen Grundprinzips. Dieses besteht darin, daß der Tod, dem der Ur-mensch schon in den ersten Zeiten seines reflektirenden Denkens als einer Erscheinung gegenüberstand, die ihn mehr als irgend ein anderer Vorgang in der Natur zum Nachdenken über sich selbst angeregt, zum Seelen- und damit zum Gottesbegriff geführt habe, selbst mehr als das ebenfalls nicht so alltägliche wunderhafte Ereignis der Geburt. Denn Blüte und Frucht, Sonnenwärme und Winterkälte, Schneesturm und Regenguß, dieses alles hat der Erwachsene von Jugend auf in steter Wiederkehr als das Gemeine kennen gelernt. Aber daß der Lenker des Hauses nun nicht mehr da ist, oder vielmehr da ist und doch nicht mehr derselbe, daß derselbe Mund nun nicht mehr rede, das selbe Auge sich nicht mehr bewegen kann, das durchbricht den Kreis des Gemeinen und regt den rohesten Sinn zur ungewohnten Gedankenarbeit an. Er sah, daß der Körper, der mit dem Kinde zum Manne wird und mit diesem zur Schwäche des Greises herabfällt, mit dem Eintritt des Todes nicht zur Kinderform zurückkehrt, aus der er sich entwickelte, er liegt noch da in ganzer Länge und scheinbar in aller Vollkommenheit — und doch ist etwas Unnennbares von ihm gewichen, und das eben war es, womit er sah und hörte und gebot, womit er lebte. Hand Schreiber dieses doch einmal, welch' ein Grauen seine Hauskaze überkam, als sie ihr Junges, das sie mit so viel Zärtlichkeit aufgezogen, plötzlich tot antraf. Wenn auch im ersten Augenblick diesen merkwürdig sonderbaren Zustand nicht begreifend, wurde sie doch schon von einem unbegreiflichen Entsetzen und Ekel erfasst, und wenn sie auch im weiteren Verlaufe selbstverständlich keinen menschlichen Einblick in diese ungewohnte, man möchte fast sagen: unnatürliche Erscheinung erlangte, so drängte sich ihr doch bald in ihrer tierlich-instinktiven Weise die vollste Ueberzeugung auf, daß alles, was bisher an ihrem Pflegling sie erfreute und erwärmte, dahingeschwunden sei, und was ihr dabei an reflektirendem Verstand, der den Gründen einer solchen Tatsache in menschlicher Weise nachforscht, abging, das ersetzten ihr die ursprünglichsten der Sinne: der Gefühls- und Geruchssinn. Beide sagten ihr, daß hier alle animalische und damit auch jede geistige, auf Empfindung beruhende Tätigkeit erloschen sei, was wir mit einem Worte das Leben nennen. So verließ sie denn mit Wehmut und Trauer im

Herzen die Stätte, wo das geliebte Wesen seine Seele ausgehaucht, und diese meine Beobachtung ist z. B. auch bei Tauben in anderer Weise zu gewahren in der fieberhaften Gast, womit sie sich des gestorbenen Jungen entledigen, indem sie solches sofort aus dem Neste hinauswerfen. Ohne auf weitere Beispiele dieser Art hier eingehen zu können zum Vergleiche mit der Art und Weise, wie wilde Völker in ähnlichen Fällen ähnlich verfahren, so steht schon im allgemeinen fest, wie groß diese Scheuempfindung beim Anblicke des Todes, insbesondere bei den nächsten und liebsten Angehörigen von Anfang gewesen sein müsse, wenigstens stimmen alle Tatsachen, welche Jul. Lippert hierüber gesammelt, damit überein. Lebte doch heute noch ein Rudiment dieses Grauens in uns fort zum Beweise, daß nicht leicht etwas in der Welt einen derartigen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf den Ur-menschen gemacht und ihn schließlich zum Nachdenken über den Grund dieser lebensvernichtenden Erscheinung geführt haben könnte, als der Tod. Diese ist somit als der erste Keim anzusehen, aus dem der Seelenglaube, der Glaube an eine den Menschen bewohnende Seele sich gebildet hat, die seinen Leib überdauert — und das war der Anfang des Geistesglaubens, der gerade unter den Naturmenschen im fürchtbarsten Maße wuchert und in seiner fortschreitenden Ausbildung alle Elemente in sich aufgenommen, welche wir schließlich mit dem Worte „Religion“ bezeichnen.

Macht auf den Naturmenschen überhaupt alles Unbegreifliche einen unheimlichen Eindruck, wie viel mehr das geheimnisvolle, unerwartete Ereignis des Todes, das er vor allem menschlicher Bosheit und Tücke zuschreibt, die mit Zauberei in Verbindung steht, daher die Mythen, welche in die Vorgeschichte der Menschheit ein unsterbliches Geschlecht versetzen, das erst durch böse Einflüsse sterblich wurde, diesen aus der Kindheit der Menschen stammenden Gedanken noch zum Ausdruck bringen, ein Beweis, wie wenig dieselben auf dieser Stufe noch daran denken, die Erklärung des Todes in dem natürlichen Verlaufe der Dinge zu suchen. Was wir daher Seele oder Geist nennen, erscheint ihnen daher als ein Gespenst und sie fürchten mehr den Toten als den Tod, eine Furcht, wie sie selbst noch heute die Abergläubischen in unserem Volkstum vor dem „Umgehenden“ beschleicht, den sie nur noch unter Selbstmördern und Hingerichteten zu erblicken vermögen, da ihnen der nicht gewaltsame Tod bereits als ein natürliches Ereignis bekannt ist und daher keinem solchen Spuk mehr Raum gibt. Daher sehen sich die rohen Naturvölker überall allenthalben von spukenden Geistern umgeben, welche nicht, wie gemeinlich angenommen wird, personifizierte Naturkräfte sind, sondern die umgehenden Geister der Verstorbenen, zu deren Veröhnung und Befriedigung alle nur möglichen Veranstellungen getroffen sind, wie wir sie in den Kultgebräuchen aller Völker und Zeiten aus den Werken Lipperts in Hülle und Fülle kennen lernen, auf welche wir unsere Leser verweisen müssen; denn gerade hierin ist das eigentliche große Verdienst dieses Schriftstellers enthalten, daß er die Tatsachen des Kultus zur Grundlage der geschichtlichen Religionsforschung macht, als sie das am ängstlichsten konservierte und somit am weitesten in die Urvorstellungen der Menschen zurückreichende Element ausmachen.

Nun waren schon Traumerscheinungen hinreichend gewesen, Gedanken an Unsterblichkeit (selbstverständlich noch nicht in unserem ausgedehnten Sinne) wachzurufen, weil hier den Träumenden oft längst verstorbene Ahnen leidhaftig wieder erschienen sind und auf dieser kindlichen Stufe der Mensch noch nicht imstande war, seinen Traum von der Wirklichkeit zu trennen und zu unterscheiden. Hier hätten wir schon die Namen der alten Griechen, die geisterhaften Schattengestalten des Hades, die entflohenen Seelen des Leibes. Daß auch der alte Hebräer diesen Schattenriß für seinen „Geist“ angesehen, geht z. B. aus dem 9. Vers im 14. Kapitel des 4. Buches Mose hervor, wo

von den Kanaanitern, deren Land die Israeliten nachmals eingenommen, gesagt wird: „Sie sind unsere Speise (lachmenu), schon ist ihr Schatten (zillam) von ihnen gewichen.“ Das Wort lechem = Brod, arabisch Fleisch, da es von lacham = verschlingen, aufessen, verzehren, auch kämpfen, streiten kommt, daher milchamah = Krieg, läßt uns schon den „Kampf ums Dasein“ erkennen, und wenn nun die feindlichen Kanaaniter den Israeliten zur Speise dienen sollten, so läßt sich, wollen wir diese Stelle nicht bildlich nehmen, wie die Rationalist in klüglicher Weise auszudrücken pflegt, sondern wörtlich nach dem karnalisistischen Sinne der alten Zeit, darunter nichts anderes denken, als was der Satz wirklich besagt, und auch der andere Satz: „Schon ist der Schatten von ihm gewichen,“ bezeichnet nicht etwa, wie Luther übersetzte: „den göttlichen Schutz,“ sondern erklärt sich demjenigen, der etwa den Artikel: „Die Zauberin mit dem Abbild“ in der Vossischen Zeitung aus der Feder von Carus Sterne gelesen, ganz leicht und ungezwungen; denn daraus geht hervor, daß der Mensch in seinem Kindheitszustande seinen „Schattenriß“ für seinen „Geist“ gehalten. So sah er im Traume die Schatten oder Seelen (hebräisch zel = Schatten, Seele) der Verstorbenen, mit denen er im Leben verkehrt, umherwandern, und die Naturvölker sind vielfach der Meinung, daß man sein Spiegelbild hübsch in Acht behalten müsse; denn was ihm geschieht, droht auch dem Eigentümer. Daher machte der Verkauf seines Schattens den armen Schemiyl so unglücklich, und der europäische Aberglaube, daß wer sein eigenes Bild von sich getrennt erblickt (Doppelgänger), demnächst sterben müsse, ist genau derselbe, wie der von Rabbi Jsaak Loria, welcher am Tage vorher starb, ehe das Jahr zu Ende ging, weil er in jener Nacht seinen Schatten ohne Kopf gesehen, oder der kabbalistische Glaube: Wer in der „Nacht des Zeichens“ (27. September) seinen vollen Schatten im Mondlicht sieht, der soll in diesem Jahre nicht sterben. Körper und Bild gehören eben zusammen wie Leib und Seele, tote Materie und lebendige Form. So erklärt sich uns im Anschluß hieran auch der bekannte Bibelvers: „Lasset uns einen Menschen machen in unserem Bilde“ = bezalmenu, wo das Wort zelem = Bild, Stamm wiederum zel = Schatten, ein Schattenbild, Abschattung, Bild, insbesondere ein Götzenbild als beseelt gedachter Gegenstand oder Fetisch bedeutet, daß der Mensch als das „Bild“ Gottes in dem Sinne gedacht worden sei, in dem es mit solcher Bestimmtheit den Ägyptern, den Griechen und Römern als die „Behausung Gottes“ galt (s. Geschichte des Priestertums Bd. I. S. 488 u. Bd. II. S. 286). Insofern beherbergte der erste Mensch (Adam) den Gottesgeist in seinem tönerne Leibe, wie der ägyptische König, der insofern von seinem Volke als Fetisch verehrt wurde, oder der israelitische Prophet, in welchem „der Geist Gottes“ war, wie noch jetzt der Dalai-Lama in Tibet. Da nun die Schatten hauchartige Gestalten, so mußte die vergleichende Beobachtung dazu führen, dieselben mit dem Lebenshauche des Menschen zu identifizieren. Das Verlassen des warmen Hauches mit dem Stocken und Erkalten des Blutes, womit auch die Kraft der Sinne und der Sprache schwand, rief die Redeweise: „Er hat seinen Geist ausgehaucht“ hervor, daher in allen Sprachen die Begriffe Atem, Seele und Geist in einem Worte enthalten sind, auf deren feinere Unterscheidung hier einzugehen nicht erforderlich ist, genug, daß unter Seele oder Geist ein dunkles, schattiges Lustwesen gedacht wurde, das mit der Geburt in den Menschen hinein- und mit dem Tode wieder aus ihm herausfährt. Daß auch die Hebräer an ein „Todeschattental“ = gej zalmaveth glaubten, wie die Griechen an den Hades, daß bezeugt dieser psalmistische Ausdruck zurgänge.

Allein nach Zul. Lipperts tiefgehenden Forschungen wäre diese auf dem Wege der natürlichen Vergleichung entstandene Vorstellung nicht die primitive, somit nicht die älteste und ursprüngliche. Es scheint ihm vielmehr die Kulturentwicklung schon ziemlich entwickelt gewesen zu sein, ehe der Mensch die Vorstellung „Geist“ oder „Seele“ determiniert hatte; denn die alten Ägypter (s. dessen Geschichte des Priestertums Bd. I. S. 383)

befäßen einen höchst umfassenden, ja verschwenderischen Totenkult, noch ehe die zergliedernde Frage, was denn eigentlich vom Menschen fortlebe, gestellt worden war; es genügte zu sagen: Er lebe weiter, eine Formel, die, wie zuerst Dr. Hinds bemerkte, in den Gebeten von Verstorbenen bis zur ersten Dynastie hinauf noch vorkommt; aber von jener Zeit an, oder nach anderen genauer seit Amenemha I. von der zwölften Dynastie (nach Beuth 2561 v. Chr.) tritt in der bekannten Gebetsformel „Suton-hotap-ta“, die man auch wohl das „egyptische Vaterunser“ genannt hat, an die Stelle der allgemeinen Personalbezeichnung das Wort „Ka“, für dessen Uebersetzung Le Page Rénouf die Bezeichnung „Genius“ wählte. Die wörtliche Uebersetzung wäre aber: imago, das Bild in der Bedeutung des hebräischen zelem, das als ein „lebendes“ in dem Steine oder Holze wohnt, dessen Verehrung Jeremia (Kapitel 2, Vers 27) den Israeliten zum Vorwurf macht. Der genannte Egyptologe hebt einen alten Text hervor, nach welchem Ptah, der Hauptgott von Memphis, die Götter veranlaßt habe, sich in ihre Leiber, d. h. in ihre Bilder von Holz oder Stein, hineinzubegeben. Die Bildbezeichnung scheint eben auf dem Vergleiche zu beruhen, daß wie die Seele das Bild des Leibes, so auch umgekehrt der Leib das Bild der Seele sei, was auch die Abstammung des hebräischen zelem von zel, wie bereits erwähnt, schlagend erhärtet. Befragen wir nur unser Volk, und wir finden noch heute, daß nur der Getötete dem „Umgehenden“ die Geistqualität beilegt, für das Volk ist er aber auch nur „Er“, die Person überhaupt, die umgeht. Diese anfängliche Unbestimmtheit des Begriffes, wonach der Mensch überhaupt es ist, der da irgendwie anders (als in seinem Leibe) fortlebt und sich äußert, veranlaßt Lippert, die bereits erwähnten Trauererscheinungen als mächtigen Faktor in der Entwicklung der Ahnenverehrung, die den zeitweiligen Unsterblichkeitsglauben begründete, anzuerkennen, wonach das Andenken der Eltern und Stammhäupter zum fortlebenden Geiste inmitten ganzer Stämme für die Dauer gesichert ward. Das Seelenbild des Vaters, welches den Träumenden umschwebte, wurde durch den zeitlichen ihm geweihten Kult zum Haus- und Familiengotte, das des Häuptlings zum Stammgotte erweitert, der mit dem Zusammenschluß mehrerer Stämme zu einer Nation zum Nationalgotte sich erhob. Dieser wäre sonach in seiner ursprünglichen genetischen Form nicht das Abbild des noch lebenden, sondern des noch nach dem Hinscheiden fortlebenden Menschengeistes, daher der Totenkult, bestehend in Speise- und Trankopfer, Räucherungen und sonstigen Liebesgaben u., wie sie die fortlebende Seele zur Nahrung und Erquickung nach dem Tode in gleicher Weise wie vor demselben erheischt, eigentlich ein Götterkult ist und als solcher auch in Israel und Juda bis zur nachexilischen Reformation stark im Gebrauche war. Dieses alles hat unser verdienstvoller Ethnologe in seinen sämtlichen Schriften, insbesondere in seinem neuesten Werke an einer solchen Fülle von Beispielen gezeigt, daß in dieser Hinsicht wohl kaum mehr etwas zu tun erübrigt. Dasselbe geht von den bescheidensten Religionsanfängen bei den Indianern der Südsee-Inseln und den mongolischen Stämmen Asiens aus und läßt alsdann bei den Schwarzen Afrikas, insbesondere denen des Westens, schon einige Fortschritte erkennen. Hierauf führt es uns auf den Boden von Alt Mexiko, des Inkareiches von Peru, und ferner von Alt Ägypten. Tritt uns auch hier hundertfältig Neues entgegen, so reißt doch der Faden derselben ethnologischen Auffassung nicht ab, wir lernen vielmehr die Formen der Kultur aus denen der Unkultur begreifen. Daran reiht sich das Priestertum in Israel-Juda, dem der Verfasser allein bis jetzt die drei zuletzt erschienenen Hefte (Nr. 7, 8 u. 9) gewidmet hat, und so sehr wir auch hier auf bekanntem Boden stehen, so müssen wir aufrichtig gestehen, daß uns derselbe viele Rätsel entschleiert, die uns bisher nicht erklärlich waren. Und so folgen wir ihm, wie bisher, mit der größten Spannung und mit gesteigertem Interesse weiter, um uns von ihm in das syrische und iranische Asien geleiten zu lassen, das brahmanische Priestertum kennen zu lernen und zuletzt zu den uns näher bekannten Völkern, zu den Staaten des klassischen Altertums, zu unseren germanischen

Vorfahren und deren Nachbarn. Ja wir folgen mit der Wissbegierde des eifrigen Schülers dem dozierenden Meister, den lehrreichen Worten des in seiner Art ganz einzigen, unvergleichlichen Forschers.

Allein wer wäre imstande, den ungeheuren Reichtum seiner Ideen in wenigen Seiten zusammenzufassen? Wir begnügen uns daher, nur ein einziges Beispiel herauszugreifen, in der Absicht, zum Lesen und Studiren der Werke des tiefen Denkers anzueifern, damit schließlich die Wahrheit, wie alle Völker, alle Rassen, alle Menschen ihre Religionen mit ihren verschiedenartigsten Gebräuchen und Sitten nach denselben Grundgesetzen von der niedrigsten Stufe bis zu den höchsten Formen allmählich entwickelt habe, alle Menschen durchdringe. Dann wird der schöne Satz: Tout comprendre, c'est tout pardonner alle religiösen Gehässigkeiten zu Schanden machen; denn die Erkenntnis versöhnt.

So sind es denn gerade die äußerlichen Kultformen und die aus deren Pflege von allem Anfang an entstandene Priesterschaft, die dem Verfasser der Geschichte des Priestertums ihre Geheimnisse geoffenbaret haben, so daß selbst bedeutende Männer der biblischen Exegese daraus so manches lernen dürften, was ihnen von anderer Anschauung aus bisher in falschem Lichte erschienen ist. So wird bekanntlich selbst von Gelehrten ersten Ranges in ihrer Art, wie zum Exempel von einem H. Graef oder Ernst Renan angenommen, daß die Juden eigentlich erst im Exil den Unsterblichkeitsglauben von den Persern angenommen hätten, weil sich in den Hauptbüchern des alten Testaments — in den Büchern Mose, wie in den übrigen des Kanons bis zu Daniel kein dieses Dogma deutlich aussprechender Satz vorfinde. Dagegen behaupten die rechtgläubigen Theologen, dieser Glaube sei als so selbstverständlich vorauszusetzen, daß seine besondere Hervorhebung gar nicht nötig gewesen sei. Andererseits finden wir aber, daß in vielen Stellen des alten Testaments, wie im Buche Hiob, in mehreren Psalmen u. d. d. Unsterblichkeitsglaube geradezu mit unverblümtester Ostentation abzuleugnen gesucht wird. Nach der Grundanschauung der Lippert'schen Seelenlehre löst sich uns dieses Dilemma in so einfacher Weise, daß wir gerade hierin eine feste Gewähr für die Richtigkeit seiner Theorie erblicken zu müssen glauben. Denn ist der Seelen- oder Geisterglaube bei allen Völkern auf den niedrigsten Stufen eine ausgemachte Tatsache, woran wir bei dem ungeheuren Beweismaterial, das Herr Lippert in allen seinen Schriften aus der Literatur- und Völkerkunde aller Zeiten beigebracht, keinen Augenblick mehr zweifeln können, wie sollte da dieser Glaube gerade unter den Israeliten, dem „Volk der Religion“ par excellence, nicht auch schon von allem Anfang her vorhanden gewesen oder gar erst nach dem Exile aufgekomen sein, nachdem der alte Götterstaat gestürzt war, um von nun an einem neuen, höheren Gottesstaate Platz zu machen? Ist es denn für den Bibelgläubigen nicht schon höchst auffällig, daß die alten Israeliten den Unsterblichkeitsglauben mit seinem daran haftenden großartigen Kultapparate nicht schon während ihres langen Aufenthaltes in Ägypten in seinem vollsten Umfange sollten kennen gelernt haben? Im Gegenteile hat unser Verfasser in

seiner „ethnologischen Studie zum althebräischen Seelenkult“ diesen aus zahlreichen Stellen des alten Testaments nachgewiesen. Aber gerade aus dieser reichhaltigen Kultpflege, welche der Ahnenseele in Juda wie in Israel zuteil ward, geht deutlich hervor, warum die größten Propheten der jüdischen Nation zuletzt nichts mehr von demselben wissen wollten; denn nicht nur die heidnischen Gebräuche, die damit unauflöslich verbunden waren, sondern auch, ja vielmehr namentlich das große Hindernis, welches die allenthalben geübte Verehrung der Ahnengeister der von den Gottesmännern angestrebten einheitlichen Gottesidee (der Jahveverehrung) entgegenstellte, ließen sie lieber auf den mit dem Seelenglauben verbundenen Unsterblichkeitsglauben, der ohnehin noch nicht im Sinne der Ewigkeit ausgebildet war, verzichten, als ihn noch weiter zu nähren. Jetzt verstehen wir auch, was Jesaja mit den sonst so sonderbar erscheinenden Worten (Kapitel 63, Vers 16): „Du bist unser Vater, denn Abraham kennt uns nicht und Israel sind wir fremd; du also, Jahve, bist unser Vater, du unser Retter, von Anbeginn ist das dein Name,“ sagen wollte; denn daraus geht hervor, daß man einst diese Väter nach der Weise des Ahnenkultus in Israel verehrt hat, und es war Jesaja eben darum zu tun, diese Erinnerung an einen anderen Kult als den Jahve's zu verdrängen. Wenn jedoch Jesaja meint, daß Jahve's Name schon von Anbeginn war, wie er sich ausdrückt, so war dieses bekanntlich in Wirklichkeit nicht der Fall — schon die Stelle im Exodus Kapitel 5, Vers 3 spricht dagegen — aber es war so, wie Lippert sich ausdrückt, im Wunsche des Jesaja.

Nun werden uns aber auch Sätze klar, wie sie z. B. in der Beichte (Deuteronom, 26, 14) vorkommen, wo der Kultgerechte u. a. von sich bekennt, „daß er wirklich alles aus seinem Hause geschafft,“ was der zentralistische Einheitskult, wie er zu den Zeiten Hiskias und Josias den Privatkulten gegenüber sich ausbildete, beanspruchte, „daß er nichts davon gegessen in seiner Trauer und nichts davon des Toten wegen hingegeben.“ Denn daß ein Kult war, den einst der Tote empfing und der dann in ein „Trauerzeremoniell“ überging, das wußte der Levit noch sehr wohl. Als daher die Haus- und Gemeindefulte dem siegreichen Einheitskulte unterlagen, da mußte auch dem Totenkultus, der Wurzel aller Kulte und der Nahrungsquelle mancher Priesterschaft, das Lebenslicht ausgeblasen werden; denn nun stoffen alle diese Gaben nach Jerusalem in den Moriatempel. Aber auch mit den Toten teilte der Jahve des Reiches keines seiner Rechte mehr, daher muß nun auch von jetzt an den Juden das Totenmal und das Begraben im Tempel selbst, dessen ganze Bauanlage wir darauf eingerichtet finden (hierüber ausführlich Bd. II. S. 158 u.), als eine gottlose Verunreinigung erscheinen.

Damit schließen wir unser Referat über Sul. Lippert's neuestes epochemachendes Werk. Wir unsererseits sind ihm zu großem Dank für das bisher Gebotene verpflichtet und sehen mit wissenschaftlicher Sehnsucht den weiteren Belehrungen der so rasch aufeinander folgenden Hefte entgegen. Möge es ihm noch lange gegönnt sein, in diesem Sinne weiter zu wirken zum Heile der reformbedürftigen Menschheit auf dem Gebiete der wahren natürlichen Erkenntnis.

## Emanuel Geibel.

Von J. Stern.

Der Dichter steht auf einer höhern Warte  
Als auf den Zinnen der Partei

hatte Freiligrath einst gesungen, worauf ihm Herwegh erwiderte:

Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,  
Die noch die Mutter aller Siege war!  
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfehlen,  
Ein Wort, das alles Herrliche gebär?  
Nur offen wie ein Mann: Für oder wider!  
Und die Parole: Sklave oder frei!  
Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder  
Und kämpften auf der Zinne der Partei.

Wer hat recht von beiden? Beide. Der Kultus des Schönen ist die Aufgabe der Poesie wie der Kunst überhaupt, und zwar nicht bloß des Formschönen. Das echte Kunstwerk entzückt nicht bloß den äußeren Schönheitsinn durch ästhetische Formen, sondern erhebt auch die Seele aus der gemeinen Alltagsstimmung, und flößt ihr jene höheren Stimmungen der Wärme aber auch der Behmut ein, welche ein erhabener, anmutiger, rührender, bedeutender Inhalt erweckt. In der Welt der Kunst wollen wir reine Gebirgsluft atmen, uns an dem Herrlichen in Natur und Menschenleben erquicken und erbauen, was die Afforde des

Gefühls höher stimmt, die inneren Regungen weckt, die in der Seele schlummern. Erörterungen, welche dem höheren Gefühlsleben fern stehen, können daher nicht Gegenstand der Poesie im eigentlichen Sinne sein. Keine Belehrung ist Sache der Wissenschaft, Ueberredung und Polemik Sache der Rhetorik.

Wie mit dem Stab des Götterboten  
Beherrscht er das bewegte Herz;  
Er taucht es in das Reich der Toten,  
Er hebt es staunend himmelwärts  
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele  
Auf schwanter Leiter der Gefühle

singt Schiller von dem Dichter und ähnlich Goethe (Vorspiel zum Faust):

Wenn die Natur des Fadens  
ew'ge Länge  
Gleichgültig drehend auf die  
Spindel zwingt,  
Wenn aller Wesen unhar-  
mon'sche Menge  
Verdrücklich durcheinander  
klingt,  
Wer treibt die fliehend immer  
gleiche Reihe  
Belebend ab, daß sie sich  
rhythmisch regt?  
Wer ruft das einzelne zur  
allgemeinen Weihe,  
Wo es in herrlichen Akkorden  
schlägt?  
Wer läßt den Sturm zu Lei-  
denchaften wüten?  
Das Abendrot im ernstest  
Sinne glühn?  
Wer schüttelt alle schönen  
Frühlingsblüten  
Auf der Geliebten Pfade hin?  
Wer slicht die unbedeutend  
grünen Blätter  
Zum Ehrenkranz Verdiensten  
jeder Art?  
Wer sichert den Olymp, ver-  
einet Götter?  
Des Menschen Kraft, im Dich-  
ter offenbart.

Die Parteipolemik ist darum nicht Sache des Dichters als solchen, welcher „der Leier zarte Saiten, doch nicht des Bogens Kraft“ zu spannen hat, in einer mit dem Staub der Arena geschwängerten Atmosphäre mag die Muse nicht weilen. Das von den vergänglichen Bestrebungen des Tages stets unberührt Bleibende ist allein fähig, den echten poetischen Effekt auf das Herz zu machen und jene erlösende, befreiende Wirkung auszuüben, welche jedes echte Kunstwerk hervorbringt.

Aber ist der Dichter nicht auch Mensch und wird, kann, darf er dem, was seine Zeit bewegt, teilnahmslos gegenüberstehen? Wird er mit verschränkten Armen dem ernstest Kampfe der Parteien zuschauen und während der Streit der Meinungen um ihn wogt und tobt, die Zeit in den Wehen liegt und eine neue Epoche ihrem Schoße sich entringen will, nur von Lenz und Liebe singen und quietistischer Schönheitseligkeit sich hingeben? Würde er da nicht jenem Hofmann gleichen, von dem Percy (im Shakespeares Heinrich IV.) sagt:

Als ich, von Mut und Anstrengung erhitzt,  
Matt, atemlos, mich lehnte auf mein Schwert,  
Kam ein gewisser Herr, nett, schön gepuzt,  
Frisk wie ein Bräutigam; sein geiztes Sinn  
Sah Stoppesfeldern nach der Ernte gleich.  
Er war behalsamt wie ein Modeträger,  
Und zwischen seinem Daum' und Finger hielt er  
Ein Bisambüschchen, das er eins um andre  
Der Nase reichte und hinweg dann zog.

Stets lächelt' er und schwazt' und fragte mich  
Mit vielen Feiertags- und Frühlingsworten.  
Ich, den die kalt gewordenen Wunden schmerzten,  
Nun so geneßt von einem Papagei,  
Antwortete so hin, ich weiß nicht was:  
Er sollte oder sollte nicht. Mich macht' es toll,  
Daß er so blank ausah und doch so süß  
Und wie ein Kammerfräulein von Kanonen,  
Von Trommeln schwazt' und Wunden u. s. f.

Daher ziemt es dem Dichter wohl, den auf große Ziele gerichteten Bestrebungen der Partei melodischen Ausdruck zu geben und seine Genossen mit seinen Liedern zu befeuern. Schön singt Heine (mit etwas ironischer Uebertreibung):

Deutscher Sänger! sing und  
preiße  
Deutsche Freiheit, daß dein  
Lied  
Unsern Seelen sich bemeistre  
Und zu Taten uns begeistre,  
In Marseillerhymnenweise.  
Girre nicht mehr wie ein  
Werther,  
Welcher nur für Lotten glüht!  
Was die Glode hat geschlagen,  
Sollst du deinem Volke sagen,  
Nede Dolche, rede Schwerter!  
Sei nicht mehr die weiche  
Flöte,  
Das idyllische Gemüt —  
Sei des Vaterlands Posaune,  
Sei Kanone, sei Kartause,  
Blase, schmettre, donnre, töte!

Der Sänger in der Hanfsastadt an der Trave, dessen Harfe vor wenigen Wochen auf immer verstummt ist, ließ von den Zinnen der Partei herab manches feurige Lied ertönen; was ihn aber zum Liebling der Nation machte, waren nicht Lieder dieser Art, sondern jene, die er auf der höheren Warte anstimmte. In ihnen entfaltet sein Genius seine höchste dichterische Kraft. Und diese Kraft war so unererschöpflich und vielseitig, offenbarte sich in einer solchen Fülle herrlicher Schöpfungen von gediegenem Gehalt, tiefer

Emanuel Geibel.

Innigkeit und bezauberndem Wohlklang, daß auch wir, die ihn als Parteimann nicht zu den Unsrigen zählen, ohne Bedenken einen Ehrenkranz auf seinen Grabhügel legen dürfen.

Emanuel Geibel\*) wurde am 18. Oktober 1815 als das siebente Kind des Predigers Johannes Geibel zu Lübeck geboren und verlebte in seiner Vaterstadt eine angenehme Jugendzeit. Zwanzigjährig verließ er das städtische Gymnasium als Primus der Prima, um in Bonn Theologie zu studiren. Die Neigung zur Dichtkunst, welche schon in der Gymnasialzeit manche Blüten trieb, trat hier noch lebhafter hervor, so daß er die Theologie mit den humanistischen Wissenschaften vertauschte. Ein Jahr später ging er nach Berlin, wo er von Hippig in die „Literarische Gesellschaft“ eingeführt wurde, in der er mit Chamisso, Willibald Alexis, Gaudy u. a. bekannt wurde. Im Hause Bettina's lernte er die nachmalige Frau Kinkel kennen, durch deren Vermittlung er 1838 eine Hauslehrerstelle bei dem russischen Gesandten, Fürst Katalazi in Athen, erhielt. Von dem klassischen Boden von Hellas, wo sich sein Schönheitsjinn

\*) Salomon, Geschichte der deutschen Nationalliteratur, XI; Gödeke, E. Geibel.

erheblich bildete, kehrte er 1840 in die Heimat zurück und veröffentlichte seine beiden Erstlinge, ein Heft Uebersetzungen aus griechischen Dichtern unter dem Titel „Klassische Studien“ und einen Band „Gedichte“. Der Kritik gegenüber hatte der junge Poet einen schweren Stand. War doch damals alles Tendenz in der Literatur. Erst die zweite Auflage (1848) wurde hin und wieder besprochen. Ein Beurteiler rühmte die große Zartheit lyrischer Empfindungen, die meisterhafte Beherrschung verschiedener Formen und die in seltener Art wohltuende Reinheit der Sprache, des Verses und des Reims. Besonders kam den Liedern das musikalische Element sehr zustatten, weshalb auch die Komponisten bald wetteiferten, die Geibelschen Lieder mit Melodien zu befeelen. Außer Goethe und Heine ist wohl kein Dichter so oft in Musik gesetzt worden als Geibel und diese Kompositionen erklangen vom vornehmen Salon bis zur Drehorgel auf den Jahrmärkten. — Im allgemeinen verhielt sich die Kritik kühl bis ans Herz hinan; sie rügte namentlich, daß Geibels Sangesweisen der Eigenart entbehren und vielfach die Lyrik Goethes und Heines, Uhlands und Platens in ihnen nachtönt, so daß ihr Wert wesentlich ein reproduktiver sei. Indessen bewahrte Geibel trotz seiner Anlehnung an diese Meister immer noch Selbstständigkeit genug, um nicht als Nachahmer zu gelten. — Für das ablehnende Verhalten der Kritik entschädigten den jungen Dichter die Erfolge, die er beim Publikum errang. Mit einem Schlage gewann ihm die Sammlung die Herzen der Jugend, besonders der weiblichen (weshalb man ihn auch später noch den Dichter der Backfische par excellence nannte), die nichts von Politik und politischer Poesie wissen wollte. Wie sollte diese nicht von Strophen begeistert sein wie:

Und legt ihr zwischen mich und sie  
Auch Strom und Tal und Hügel,  
Gestrenge Herrn, ihr trennt uns nie,  
Das Lied, das Lied hat Flügel.  
Ich bin ein Spielmann wohlbekannt,  
Und mach mich auf die Reise  
Und sing hinfort durchs weite Land  
Nur noch die eine Weise:  
Ich hab dich lieb, du Süße,  
Du meine Lust und Qual,  
Ich hab dich lieb und grüße  
Dich tausend, tausendmal.

Nicht übergangen darf werden, daß der König Friedrich Wilhelm IV. dem Dichter 1842 einen lebenslänglichen Jahresgehalt von 300 Talern bedingungslos aussetzte, damit er unbehindert seinen poetischen Studien leben könne, wie es auch Freiligrath geschehen war.

Ein so glückliches Debut konnte Geibel nur zu frühem Weiterstreben auf der beschrittenen Bahn ermutigen und es ist interessant zu sehen, wie seinem Pegasus von Flug zu Flug die Schwingen wachsen. Bald erschienen „Volkslieder und Romanzen der Spanier“ (Uebersetzung), die „Zeitstimmen“ und einige Jahre später „Zwölf Sonette. Für Schleswig-Holstein.“ Die Zeitstimmen zeigen, daß der konservativ angelegte, wenn auch der Sache der Freiheit aufrichtig zugetane und von der lautersten Gefinnung erfüllte Pastorsohn über die allgemeinen Ziele und Bestrebungen noch eben so unklar war, wie beinahe das ganze Volk und mit seinen Vertröstungen, nur geduldig auszuhalten, dann werde sich noch alles zum Besten wenden, eher der Klärung der politischen Ansichten hinderlich als förderlich war. Die Zeitstimmen enthalten auch jenen poetischen Fehdehandschuh „An Georg Herwegh“, dessen mächtig dröhnenden „Gedichte eines Lebendigen“ mit ihrem hinreißenden Feuer und bezauberndem Wohlklang kurz zuvor bekannt geworden waren und deren radikale Tendenz dem zart wenn auch nicht unmännlich empfindenden, und allem politisch-extremen Wesen abholden Geibel höchst antipatisch waren. Die Muse Herweghs und Geibels waren Gegensätze wie der gewaltige Orkan und der linde Zephyr. Die Apostrophe an Herwegh enthält einen Vers, der besonders heutzutage in den entgegengesetzten Lagern beherzigt werden dürfte:

Rein! Glaub, der Tag ist bald erwacht,  
Der Morgen naht, wo wirs erringen,  
Nicht ohne Kampf, doch ohne Schlacht,  
Der Geist ist stärker als die Klingen.

In der Schlußstrophe verwahrt sich der Dichter gegen den Verdacht der Liebedienerei:

Ich sing um keines Königs Gunst,  
Es herrscht kein Fürst wo ich geboren;  
Ein freier Priester freier Kunst  
Hab ich der Wahrheit nur geschworen.

Karakteristisch für die damaligen Zustände ist folgende drollige Zensurgegeschichte. Als die Zeitstimmen von Escheberg bei Kassel, wo sich Geibel damals aufhielt, nach Lübeck zum Verlag gesendet wurden, strich der Zensor — nicht etwa Gedichte, welche deutsche Angelegenheiten betrafen, sondern ein Polenlied und den „jungen Fischeressenfürsten“. Der hamburger „Telegraph“ dagegen nahm das letztere unbeanstandet auf. In Hamburg war unanstößig, was in Lübeck gefährlich schien.

An den freundlichen Aufenthalt in Escheberg schloß sich ein buntes Wanderleben, das ihn mit vielen Zeitgrößen der Literatur und auch des Buchhandels in Berührung brachte, u. a. mit Cotta in Stuttgart, in dem er einen neuen Verleger fand. Im Sommer 1851 verlobte er sich und nun galt es, eine feste Lebensstellung zu erwerben. Doch bevor er die nötigen Schritte dazu tat, erhielt er im Februar 1852 von dem König von Baiern einen Ruf nach München als Professor der Aesthetik, dem er, nachdem er seine Braut heimgeführt, im Herbst desselben Jahres Folge leistete. Doch war auch während der Wanderjahre nie eine größere Pause in dem poetischen Schaffen Geibels eingetreten. Im Herbst 1847 war ein neuer Band Gedichte unter dem Titel „Juniuslieder“ erschienen; außerdem hatten ungefähr um dieselbe Zeit zwei dramatische Versuche, das Trauerspiel „König Roderich“ und das Lustspiel „die Seelenwanderung“ das Licht der Lampen erblickt. Die Gedichte weisen einen wesentlichen Fortschritt auf, schlagen hier und da einen männlicheren Ton an und sprechen wärmere Sympathien für die freiheitlichen Bestrebungen der Zeit aus. Juniuslieder nannte er sie, weil sie meistens in der hohen Sommerzeit seines Lebens entstanden waren. Der Mai ist vorüber mit seiner Blumenfülle, nur bisweilen blüht es noch, aber im Laube beginnt's zu reifen; eine ruhige stetige Wärme ist an die Stelle der ewig unruhigen Frühlingslüfte getreten. Die Sammlung zeigt uns den Dichter auch als Meister der Ballade und der Spruchdichtung. Einige Proben der letzteren mögen hier ihren Platz finden.

Das ist's, was mich am Freund zumeist verbrieft,  
Wenn er nach Spazien mit Kartätschen schießt.

Das ist klarste Kritik von der Welt,  
Wenn neben das, was ihm mißfällt,  
Einer was Eigenes, Besseres stellt.

Ich fühle mich nie so groß, so klein,  
Als wenn im Shakespeare ich gelesen,  
Klein, weil ich denk an das, was mein,  
Groß, weil er auch ein Mensch gewesen.

Die Tragödie „König Roderich“ wurde von der Kritik und später von dem Dichter selbst als dramatisches Kunstwerk verworfen. Das Lustspiel „Seelenwanderung“ aber, das später nach mehrfacher Uebearbeitung unter dem Titel „Meister Andrea“ im Druck erschien und öfters aufgeführt wurde, ist ein ganz allerliebster Schwank, der sich auch auf den Brettern recht gut präsentirt. Ein Lustspiel freilich, das einer gesellschaftlichen oder etischen Verkehrtheit den Spiegel vorhält, ist es nicht, und daß es unter dieser Marke in die Oeffentlichkeit trat, das war es, was die negative Kritik herausforderte.

In München steckte sich Geibel höhere Ziele; er suchte seinen Gedichten einen bedeutenderen Inhalt zu geben und unternahm es sogar, historische Dramen im großen Stil zu schaffen, wohl fühlend, daß die Lyrik ein zu enges Gefäß für den reichen Inhalt seines Geistes sei. Die nächsten Früchte waren die „Neuen Gedichte“ und die Tragödie „Brunnhild“, der dann später die Tragödie „Sophonisbe“ folgte.

In den „Neuen Gedichten“ und den 1864 erschienenen „Gedichten und Gedentblättern“ steht Geibel im Zenit seiner poetischen Bahn. „Die melodischen Lakonismen des ana-

freontischen Liebs vertiefen und verdichten sich mehr und mehr zu feinsinnigen Gedankenrichtungen und markigen Situationsbildern, Oden von volltönendem Psalmen Schwung reihen sich an Hymnen von seltener Formensönheit." (E. Ziel in der „N. Z.“)

Zwischenhinein ist eine Reihe Sprüche verstreut von großer Weisheit, Prägung und Klarheit und geädelt durch die nobelste etische Gesinnung. Wir lassen einige folgen:

Warum du wider alles Hoffen  
Noch niemals mitten ins Schwarze getroffen?  
Weil du nicht lassen konntest, beim Zielen  
Immer ins Publikum zu schielen.

Lüge, wie sie schlau sich hütet,  
Bricht am Ende stets das Bein;  
Kannst du wahr nicht sein aus Güte,  
Lern' aus Klugheit wahr zu sein.

Als jung und stark wir waren,  
Da hatten wir nichts erfahren;  
Als wir an Wissen gewonnen,  
War unsre beste Kraft zerronnen.

Läßt sich nicht vermeiden der Strauß,  
Füsse läßt das Schwert am Hefte,  
Im Angriff wachsen dir die Kräfte,  
Dem feigen Zaudrer gehn sie aus.

Je größer deine Flügel,  
So mehr halt dich im Zügel!  
Unkraut auf gutem Acker  
Gedeihet doppelt wacker.

Obgleich auf religiösem Standpunkt stehend, gehört der Dichter doch nicht zu den kirchlich Gläubigen, denen er zuruft:

Soll ewig denn als Pfortnerin  
Am Kirchtur die Dogmatik stehen?  
Gönnt endlich jedem einzugehen,  
Der sich bekennt zu eures Heilands Sinn.

Zu dem Schönsten gehört das Gedicht „Geschichte und Gegenwart“, worin der Glaube an den Fortschritt der Menschheit in schwungvollen Strophen begeistert verkündet wird:

Woh! stürzt, was Macht und Kunst erschufen,  
Wie für die Ewigkeit bestimmt,  
Doch alle Trümmer werden Stufen,  
Darauf die Menschheit weiter klettert.

In den beiden Tragödien schuf Geibel zwei in hohem Grade formsönne und gedankenreiche Werke; aber sein eigener Vers

Spricht als Dramatiker gut, doch wirf dein Stück in die Flammen,  
Wenn man den Ausdruck nicht über der Handlung vergißt

reduziert die Schätzung der Tragödie auf ihren wahren Wert. Gewiß, es sind darin gewaltige Leidenschaften entfesselt und in hochtragische Konflikte gebracht, die sich in spannender Handlung entwickeln; es pulst darin warmes dramatisches Blut und die Charaktere sind markig umrissen und plastisch ausgestattet; und dennoch verdanken sie ihre Bühnenwirkung weit mehr dem hinreißenden Pathos und der prächtigen, dichterischen Sprache, weil ihnen die echte dramatische Seele, die innere Glaubwürdigkeit abgeht, weil der tragischen Katastrophe in „Sophonisbe“ die psychologische Motivierung fehlt, während in „Brunhild“ die Reden der Nibelungensage nicht bloß zu Normalmenschen, sondern zu modernen Menschen zugestutzt sind. Wenn der Dichter einen antiken Stoff zum Vorwurf nimmt, so kann er dabei von zwei verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen: entweder will er eine entzweierlei Kulturperiode aufwecken und uns ein Stück Menschenleben aus derselben darstellen, in welchem Fall er selbstverständlich sich der größten Treue befleißigen muß, oder aber die antike Fabel reizt ihn deshalb zur Behandlung, weil sie Gelegenheit bietet, interessante Situationen und Charaktere vorzuführen, bedeutende psychologische oder etische Probleme zu behandeln, überhaupt die poetische Kraft nach der einen oder anderen Richtung daran zu entsalten. Im letzteren Falle mag der Dichter freier schalten, er wird sich manche Anachronismen gestatten dürfen, wenn er Grund dazu hat, vorausgesetzt, daß diese Anachronismen nicht in direktem Widerspruch zu jener Kulturperiode stehen. Mustergiltige Beispiele dieser Art bieten Shakespeares historische Dramen (mit Ausnahme von Troilus

und Cressida, das beinahe zu einer Travestie der homerischen Heldenwelt geworden ist); ein mustergiltiges Beispiel der zweiten Art ist Goethes Iphigenie: Agamemnons Tochter (wenn überhaupt die Sage geschichtlichen Untergrund hat, was durch Schliemanns Funde keineswegs bestätigt wird) hatte sicherlich kein so zart besaitetes moralisches Gewissen wie die Goethe'sche Iphigenie. Goethe hat dem antiken Leib eine moderne Seele eingehaucht; trotzdem aber ist dieser Anachronismus ästhetisch voll berechtigt, da darin kein Gegensatz zu den hellenischen Anschauungen und Empfindungen liegt, es ist im Gegenteil echt griechisches Wesen, gereift unter einem milderen Kulturhimmel. Auch die Sprache und vollends die dramatischen Motive sind echt griechisch. Wenn dagegen der Dichter eine antike Fabel sich in durchaus modernen Angeln bewegen läßt, welche der betreffenden Epoche total fremd sind oder gar eine förmliche contradictio in adjecto zu derselben bilden, wenn z. B. ein G. Ebers einen ägyptischen König aus dem Jahre 1500 v. Ch. mit seiner Tochter im modernen Salon- und Romanstil verkehren läßt, und in dieser Manier auch in anderen Romanen ganz moderne Menschen in ein altes Kostüm steckt und solches Zeug historischen Roman nennt, so ist das eine geschmacklose Maskerade, woran wohl das blasirte, nach Seltsamkeiten lüsterne Leihbibliothekpublikum, aber nimmermehr die Muse Gefallen finden kann. Soweit konnte sich nun ein Geibel freilich keineswegs verirren und unsere heutige banke rote Dramatik hat allen Grund, dem Dichter für seine dramatischen Gaben dankbar zu sein, auch wenn sie nicht ganz dem strengsten Maßstabe des Noturns gerecht werden. — Eine weitere Frucht des sechszehnjährigen münchener Aufenthalts waren, außer der Herausgabe des münchener Dichterbuches, einige Bände feinsinniger Uebersetzungen französischer Dichter im Vereine mit seinem intimen Freund Paul Heyse, Heinrich Leuthold und A. F. v. Schack.

Die Ereignisse des Jahres 1866 setzten diesem Wirken ein Ziel. Als Preußen mit Oesterreich um die Herrschaft in Deutschland kämpfte, wandte sich Geibel, ohne Rücksicht auf seine Stellung, Preußen zu. Wiederholt forderte er die deutschen Stämme auf, den alten Hader zu lassen und sich zu einem geeinigten Reich zusammenzuschließen, und als er im Herbst 1868 seine Vaterstadt besuchte und der König von Preußen ebenfalls dorthin kam, da passirte dem Dichter jener Hymnus an den Preußenkönig, der mit den Worten schloß:

Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,  
Wie übers Reich ununterbrochen  
Bom Fels zum Meer dein Adler zieht.

Dieses Wort erfuhr in Süddeutschland, besonders in Baiern, die heftigsten Angriffe. G. Herwegh richtete ein Gedicht an ihn, worin es hieß:

Emanuel von Geibel, ach  
Wie lang dich nähren soll er?  
Bezahlt hat dich der Wittelsbach,  
Und du besingst den Zoller.

Der bairische König Ludwig II., der einige Jahre später selbst dem Preußenkönig die deutsche Kaiserkrone anbot, entzog dem Dichter den Ehrensold, der ihm bei seiner Berufung zugesichert war. Darauf legte Geibel sein Amt nieder und siedelte nach seiner Vaterstadt über, die ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannte; zugleich erhöhte der König von Preußen seine Jahrespension auf 1000 Taler. Mit Bezug hierauf apostrophirte ihn Herwegh im Februar 1870:

Ah! ein bairisches Guldenstück  
Ist kein preußischer Taler;  
Darauf folge nur Cäsars Glück,  
Nationalliberaler!

Daß die Jahre 1870/71, welche des Dichters politischen Ideale über Erwärten verwirklichten, ihn zu begeisterten Liedern inspirierten, läßt sich denken. Seine Gefänge aus dieser Zeit sind unter dem Titel „Heroldsrufe“ erschienen.

Seine letzte poetische Gabe waren die „Spätherbstblätter“ (1877), von denen Rudolf Gottschall treffend sagte: „Die Lebenssonne wirft schräge Strahlen; es liegt etwas wie Resignation

in der Luft. Die Seele zehet von Erinnerungen und phantasiert sich in die Lebensbilder der Vergangenheit zurück, welche dadurch in wehmütigen Reflexen erscheinen.“ Indessen atmen die Spätherbstblätter weit mehr die Ruhe und Abgeklärtheit als die Müdigkeit und Imbezillität des Alters und einige kräftig herausgemischelte historische Situationsbilder großen Stils wie „Rauftaa“ und „der Tod des Perikles“ zeigen, daß noch Vigor genug in dem 65jährigen Poeten vorhanden war.

Eine dramatische Spätfrucht kam noch im vorigen Jahre an die Öffentlichkeit, es war das kleine Schauspiel: „Echtes Gold wird klar im Feuer“.

Seit länger als Jahresfrist litt Geibel, wie die Tagesblätter mitteilten, an heftigen Anfällen von Herzschwäche, die oft stundenlang währten und einem ohnmachtähnlichen Zustande glichen. Zu der mehr und mehr unregelmäßig werdenden Herztätigkeit, dem schwachen Pulse, gesellten sich dann einerseits Anomalien im Bereiche des Blutkreislaufes, wie Anschwellungen der unteren Extremitäten, andererseits eine allmähliche Abnahme der geistigen Frische, des regen Interesses, der Arbeitskraft und des Gedächtnisses. Nach einer Reihe schmerzvoller Tage und ruheloser Nächte wurde er am Nachmittag des 3. April von einem Schlaganfall ereilt, der die linke Körperhälfte lähmte und das Bewußtsein erlöschend ließ. Aber fast dreimal 24 Stunden noch rang der kräftige Körper mit dem Tode; das Bewußtsein kehrte nicht wieder, das Leben schied aus der sterblichen Hülle nach schwerem

Kampfe, doch ohne Qual für den Sterbenden. — Die Leichenfeierlichkeit fand am 12. April in der Marienkirche zu Lübeck statt. Den Zug aus der Kirche auf den Friedhof eröffneten mehrere Vereine, dann folgte der Leichenwagen, hinter welchem die Familie des Verstorbenen und die übrigen Leidtragenden, darunter mehrere Schriftsteller, Deputationen, das Offizierkorps, Gelehrte, gewerbliche Vereinigungen, Turn- und andere Vereine, sowie zahlreiche Wagen folgten. Im Geiste nahm ganz Deutschland innigen Anteil daran. Bevor der Tod seinen Säugermund schloß, hatte er noch die Freude, eine Gesamtausgabe seiner Werke veranstalten zu können.

Ziehen wir die Summe dieses reichen und vielschöpferischen Dichterlebens, so geschieht es am besten nach den Worten Uhlands:

Er sang von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,  
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit;  
Er sang von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,  
Er sang von allem Höhen, was Menschenherz erhebt.

Er war ein Idealist, welcher an das Schöne und Gute glaubte und es nach Wissen und Können zu verwirklichen suchte.

Schätze von unvergänglichem Wert sind seine lyrischen Poesien. In diesen zarten, tiefempfundenen Liedern liegt Musik und viele davon sind zu Volksliedern geworden, denn er selbst schöpfte am Born des Volksliedes nach seinen eigenen Worten:

Zwischen Blumen im Wald hinrieselt ein Brunnen, das Volkslied  
Dort ins verjüngende Bad, taucht sich die Muße bei Nacht.

## Das Veilchen.

Von B. Oulef.

„Das Veilchen erscheint mir im Frühlingstraum“ heißt es im Mendelssohn'schen Liede und klingt so wehmütig, wie ungestilltes Sehnen. . . Nicht jedem dünkt der Lenz eine lachende Freudenzeit, die nur Blüten und Wonne aus ihrem Hüllhorne schüttet; gar vielen erscheint der warme Hauch, der die schwellenden Knospen sprengt, als eine Mahnung an ungenossenes Glück, an die frühgeknickten Triebe des eigenen Lebens.

Und wenn es eine Blume gibt, rührender als die anderen, so ist es wahrscheinlich das Veilchen. Da blüht es so verborgen, — so zeitig, daß noch kein Schmetterling geboren ist, der es küssen käme. . . dabei ist es so reich an berauschendem Duft, daß es doch wahrhaft würdig wäre, bewundert und umflattert auf hohem Stiel zu prangen, und die glühenden Strahlen der Sunisonne einzusaugen, statt unter märzlichen Schneeflocken begraben zu sein. Ein Bild so mancher liebevollen, empfindungstiefen Herzen, welche glücksbedürftig schlagen, und zu welchen nie ein Strahl der Lebenssonne dringt.

Violette war die Tochter einer pariser Kunstreiterin, welche starb, als das Kind zehn Jahre alt war. Wie das schon mit Zirkuskindern so geht, hatte Violette seit ihrem sechsten Jahre Reit- und Trapezübungen machen müssen, aber durch ihre auffallende Talentlosigkeit und Unlust beim Unterricht hatte sie sich manche harte Strafe zugezogen. Als sie einmal in einer Pantomime erscheinen sollte und man ihr eben ein flitterbesätes Kleidchen anzog, setzte sie sich so heftig zur Wehr und verfiel in solche Weinkämpfe, daß man auf ihr Auftreten verzichten mußte.

Und doch war sie sonst ein folgames, fleißiges Kind, wiß- und lernbegierig. Ihre besten Freunde im Zirkus waren ein schon alternder Clown, Namens Bernard, und dessen gelehrter Pudel Marco — auch der Marcuslöwe genannt, weil er die Gewohnheit hatte, sich auf eine kleine Säule zu setzen, welche in den hinteren Räumen des Zirkus stand, und in dieser Stellung eine auffällige Ähnlichkeit mit seinem Namensvetter von der Piazzetta zeigte.

Wenn nun Bernard seinem Pudel Unterricht in der Arithmetik, dem Dominospiel und der Buchstabenkunst gab (Marco

konnte die Namen berühmter Feldherren aus dem vor ihm ausgebreiteten Alphabet hervorbringen), so kam die kleine Violette immer still herbeigeküßelt, wohnte der Lektion bei, stellte dem Clown allerlei Fragen über die Bedeutung der Zeichen, und lernte Buchstaben und Ziffern viel schneller kennen als Marco selbst. Bernard bemerkte, daß die Kleine ungewöhnliche Lust zum Lernen hatte, und unterwies sie im Lesen und Schreiben. Wenn Marco nur einen Funken Ehrgefühl besaß, so mußte er sich gedemütigt fühlen, daß schon nach wenigen Unterrichtsstunden seine kleine Mitschülerin die Namen Napoleons, Cäsars und selbst Alexanders mit Leichtigkeit zusammenstellte, während ihm diese Aufgabe so viel durch Hunger und sanfte Prügel verschäufte Anstrengung kostete.

Das Kind attachierte sich so sehr an seinen Lehrer — und umgekehrt — daß als Violettes Mutter starb, Bernard die Verwaiste in seine Arme nahm und zu den Umstehenden sprach: „Von nun an bin ich dieses Kindes Vater.“ — Die Kleine küßte ihn und rief unter Tränen: „Ja, ja, Papa Bernard, du bist mein Vater — und Marco ist mein Bruder, und ich habe Euch beide am liebsten!“

Nach einiger Zeit sagte Bernard einmal zu seiner Pflegetochter: „Nun, Violette, jetzt wollen wir ein wenig arbeiten gehen?“

„O ja, gern, Papa. Hast du mir vielleicht ein neues Buch gebracht?“

„Kein Buch, mein Kind, du sollst eine Reitlektion nehmen — und weil Monsieur Perrini so strenge ist und dich immer weinen machte, so will ich selbst. . .“

„O Papa“, und das Kind lag schluchzend in seinen Armen, „ich mag nicht reiten — ich kann nicht. . .“

„Bist du denn keine Künstlerin werden — wie deine Mama?“

„O nein, nein! Die vielen Leute. . . mit den vielen Augen — ich bin so furchtsam. . .“

„Wie? Du fürchtest dich vor den guten Leuten, die alle Bravo rufen, und lächeln und Blumen werfen?“

„Ja, Papa — o wie ich mich fürchte!“

„Armes, kleines, zitterndes Ding — sei ruhig. Du brauchst

## Die beiden Könige.



wei Könige saßen auf Ordakal,  
Hell flammten die Kerzen im Pfeifersaal.

Die Harfner sangen, es perlte der Wein,  
Die Könige schauten finster drein.

Da sprach der Erste: „Gieb mir die Dirn!  
Ihr Aug' ist blau, schneeweiß ihre Stirn.“

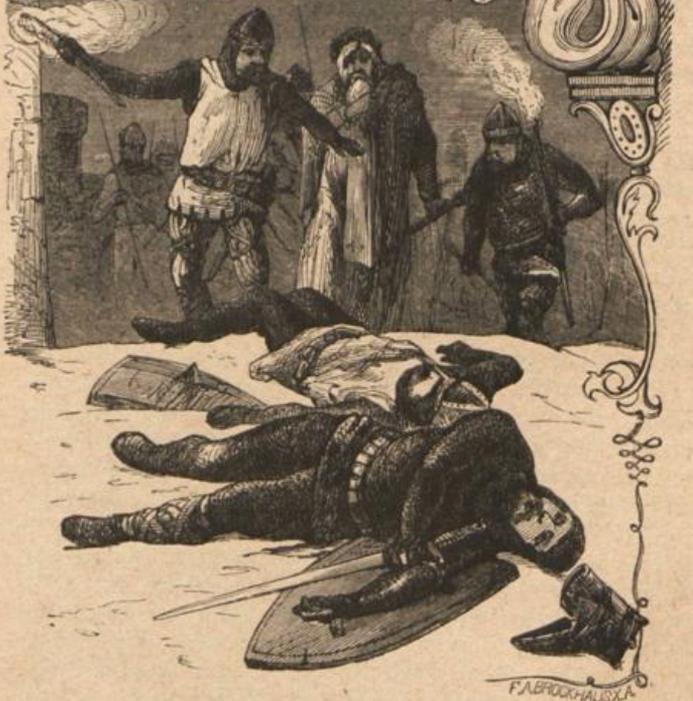
Der Andre versetzte in grimmem Born:  
„Mein ist sie und bleibt sie, ich hab's geschwor'n.“

Kein Wort mehr sprachen die Könige drauf,  
Sie nahmen die Schwerter und Stunden auf.

Sie schritten herfür aus der leuchfenden Hall';  
Tief lag der Schnee an des Schlosses Wall.

Es sprühten die Fackeln, es blitze der Stahl —  
Zwei Könige starben auf Ordakal.

Em. Geibel.



F. ALBRICHTHAUSKA

nicht reiten zu lernen. Einstweilen kann ich genug verdienen, um uns beide zu erhalten. Aber ich muß dich doch etwas studiren lassen, damit du dir einst dein Leben fristen kannst, falls ich vom Trapez herunterfalle und mir das Genick breche. Willst du Blumen machen lernen, du mein kleines Blümchen?"

„Alles, alles, was du willst, Papa, nur nicht die bösen vielen Augen!“

Bernard hatte eine entfernte Verwandte in Paris, eine alte Frau, die einen kleinen Kunstblumenladen besaß, und selbst im Blumenmachen sehr geschickt war. Dieser vertraute Bernard sein Pflegekind an, und Violette wurde gegen eine verhältnismäßig reichliche Bezahlung von Madame Venoir in Lehre und Verpflegung aufgenommen.

Der gute Bernard zahlte gern die Hälfte seines Verdienstes, um dem liebgewordenen Kinde eine Zukunft zu sichern, und seine größte Freude war es, an Sonntagen Vormittags sammt Marco zu seiner Violette zu kommen — ihr ein paar Stunden Unterricht zu geben oder sie spazieren zu führen.

So vergingen sechs Jahre. Violette war eine sehr geschickte Arbeiterin geworden und erhielt bereits eine monatliche Zahlung für ihre Leistungen. Sie zählte nun sechzehn — die Zeit des Lebensluzes. Doch war sie nicht schön. Klein, schwächlich, von bleichem Aussehen und unscheinbaren Zügen. Ihre einzige Schönheit waren ein paar große, veilchenblaue Augen, mit einem eigentümlich schuszuchenden Blick, und prachtvolle schwarze Haare — so lang, daß dieselben, wenn sie sich kämmt, beinahe bis zum Boden fielen; aber da zu ihrer Zeit alle Mädchen und Frauen einen riesigen Aufbau falscher Zöpfe trugen, so fiel diese Schönheit bei Violette nicht auf.

Sie selbst glaubte sich sehr häßlich, und das tat ihr einigermaßen weh — so ein armes Veilchen kränkt sich manchmal über sein unscheinbares dunkel-lila Kleid und möchte auch lieber das morgenrotfarbene Gewand der Rose tragen. — Doch im ganzen fühlte sich Violette nicht unglücklich; das stille, arbeitssame Leben gefiel ihr; sie war stolz darauf, sich schon Geld verdienen zu können; die Besuche ihres Adoptivvaters waren ihr stets ein Fest, denn ihr warmes, liebevolles Herzchen hatte sich so innig an ihn geschlossen, und er zeigte sich seinerseits so gut und liebevoll ihr gegenüber, daß ihr seine Nähe stets ein ungetheiltes Gefühl der Freude brachte. Auch den jetzt ältlich und ernster gewordenen Marco hatte sie gleich lieb behalten; sie freute sich schon immer auf ihre wöchentliche Partie Domino mit diesem bewährten Freunde, der zum Lohn seines Kunststückes stets ein gutes Stückchen Wurst von seiner Herrin bekam, und trotz seines gesetzten Alters die tollsten Sprünge machte, wenn ihm der Lederbissen aus Neckerei ein wenig hoch gehalten wurde. — Zudem die prächtigen Promenaden in den elysäischen Feldern oder in den dichten Waldpartien des boulogner Holzes — welche reichen Freunden boten diese dem anspruchlosen Kinde . . . Es durchzitterte ihre Seele wie eine Glücksahnung, wenn sie mit Marco durch die duftigen Auen um die Wette lief — die Welt schien ihr so schön — ihr freundlicher Pflegevater so teuer — die Menschen so gut!

Von dem regen Treiben in der großen Stadt um sie her wußte sie nur wenig. Sie sah wol, daß es reiche Leute gab, die in schimmerndem Puz und in prächtigen Equipagen einherfahren, aber sie beneidete sie nicht. In den Zirkus führte Bernard seine Pflegetochter nie, weil er sich ihr nicht im Clowngewande und auf Stelzen einhergehend zeigen wollte; sie äußerte auch kein Begehrt darnach, denn es war ihr aus ihrer Kinderzeit eine große Scheu vor dem Zirkus zurückgeblieben. Theater hatte sie auch noch keines gesehen. Bernard schlug ihr einmal vor, sie in ein Feenspektakelstück zu führen, aber auf ihre hejate Frage, ob sie im Theater mitten unter den vielen Leuten mit den vielen Augen sitzen müsse, bat sie inständig, daß man sie zu Hause lasse. Diese Angst vor versammelten fremden Leuten war ihr als ein beinahe krankhaftes Gefühl haften geblieben, und bei vielen Gelegenheiten wiederholte sie das Wort, das sie einst als zitterndes Kind zu Bernard gesprochen hatte: „Ich bin so furchtsam!“

Zum Lesen hatte sie nur wenig Zeit, und wenn sie ein Buch zur Hand nahm, so war es stets um zu lernen. Grammatik, Geographie, Geschichte, einige klassische alte Dichter — das waren ihre Studien.

Romane las sie nicht, mit Ausnahme eines Feuilletonromans, den sich Madame Venoir täglich aus der Zeitung vorlesen ließ. Dieselbe war auf das „Petit Journal“ abonniert, und da ihre Augen schwach zu werden anfangen, so ließ sie sich täglich von Violette die „vermischten Nachrichten“ und das Feuilleton vorlesen. So erfuhr das junge Mädchen immer, wenn jemand überfahren, oder ein Mörder hingerichtet, oder eine Leiche aus der Seine gezogen wurde. Einmal las sie von einem liebebetrogenen Jüngling, der sich mittels eines unterzündeten Kohlenbedens das Leben genommen hatte: „Wie ist das möglich?“ frug sie.

Madame Venoir erklärte, wie der Kohlendampf ersticke, und man dabei einschlase, um nicht wieder zu erwachen.

„Das muß ein süßer Tod sein“, bemerkte Violette.

Der laufende Roman war voll von Koulißen- und Voudoir- Intriguen. Hier gewann Violette einen Einblick in die bisher ungeahnte Welt der Galanterie. Abermals stellte sie Fragen an Madame Venoir, welche ihr dieselben mit Anwendung von Moralmaximen beantwortete, indem sie die Abscheulichkeit der Frauen hervorhob, die der Sünde und Schande verfallen sind. Violette riß ihre großen, erschrockenen Augen auf: „Wie ist das nur möglich!“ frug sie.

Madame Venoir erklärte, wie es Mädchen gäbe, die ihre Ehre und Schönheit verkaufen.

„Das muß ein bitteres Leben sein“, bemerkte Violette.

Doch nun sollte sich bald ihr eigener kleiner Roman abspielen. Madame Venoir, deren Geschäfte nicht gar gut gingen, sah sich veranlaßt, ein überflüssiges Zimmer ihrer Wohnung zu vermieten. Der Mieter war ein hübscher, eleganter, heiterer junger Mann, Schriftsteller seines Zeichens. An seinem Knopfloch prangte beständig ein Veilchensträußchen. Nachdem er drei Monate lang da gewohnt hatte, bemerkte eines schönen Sonntags der gute Bernard, daß seine Kleine, die in letzter Zeit bloß und nachdenklich schien, plötzlich rosig ausah, wie ein Maie morgen, und daß in ihrem sonst so scheu ausblickenden Auge ein Strahl des Glückes glühte.

„Was hast du, mein Kind,“ frug er, „was geht in deinem Innern vor? Du scheinst mir so verändert.“

Violette slog in seine Arme:

„Ja, ich will dir alles, alles sagen. Ach, ich bin so glücklich!“

Und nun erzählte sie die alte, ewig neue Geschichte. Leon Ferrol hatte zärtliche Liebesworte zu ihr gesprochen und ihr Herz gefangen genommen. Bis eines seiner Stücke von einem Theater angenommen würde, und er dadurch Geld und Ruhm erlangt hätte, würde sie seine kleine Frau werden: „ja — sa petite femme nannte er mich heute, und hat mich dabei so herzlich und innig geküßt.“

Bernard erschrak: „Küßt? Und das erlaubst du? — Und das sagst du mir erst heute?“

„Es war ja heute zum erstenmale, Papa . . .“

„Wo ist dieser Monsieur Ferrol — ich will ihn sprechen.“

„Er ist heute Morgens abgereist. Sein Vater berief ihn in die Provinz — aber er wird wieder kommen — und seine Stücke werden im Theatre Francais aufgeführt werden, denn er ist ungeheuer talentvoll . . . mich wird er dann zur Frau nehmen, und du kommst zu uns — weder du noch Marco dürft mehr im Zirkus arbeiten . . . und ich habe Leon so unendlich, so von ganzem Herzen lieb! — Ich ahnte gar nicht, daß es solches Glück gibt auf der Welt, und weiß nicht, wie ich häßliches, unscheinbares Ding dazu komme!“

Bernard eilte nun zu Madame Venoir und forschte sie über den jungen Mann aus. Doch diese wußte nichts von der ganzen Liebesaffaire, und Leon hatte sie nicht zur Vertrauten seiner Gesinnungen gemacht. Heute früh sei er nach Bordeaux gereist, doch habe er versprochen, in sechs Wochen wieder zurückzu-

kommen. Bernard nahm sich vor, den jungen Mann selbst bei dessen Rückkehr aufzufordern, ihm über seine Absichten Rede zu stehen. Es war sein Lieblingswunsch, daß sein Adoptivkind einst eines redlichen Mannes glückliche Frau werde. Er hatte in der Kunsttreiterwelt zu viel des leichtsinnigen Glends gesehen, um nicht die kontrastierende bürgerliche Ehrlichkeit desto höher zu schätzen.

Das war ein ereignißvoller Tag für Violette. Des morgens die Eröffnung eines ihr verheißenen Liebeshimmels, abends — ein gräßlicher Unglücksschlag. Bernard stürzte von seinem Trapez herab und brach sich beide Beine. Sie trugen ihn in seine Wohnung und Violette wurde herbeigeholt. Ihr Schmerz war namenlos, doch dankte sie Gott, daß ihr wenigstens das Leben des Teuren erhalten blieb; und sie wick nun nicht mehr von seinem Krankenbette, ihn pflegend und wartend mit einer Standhaftigkeit und Ausdauer, die man dem blassen, schwächlichen, kleinen Mädchen gar nicht zugetraut hätte.

Violette siedelte nun ganz zu ihrem Pflegevater über, nahm zur Hilfe noch eine Wärterin auf und sorgte für das Herbeiholen der ersten Aerzte der Stadt. Bernard besaß eine kleine ersparte Summe, der Zirkusdirektor hatte auch eine Beisteuer gegeben, und so konnten die Kosten der Kur bestritten werden. Der Arme litt unsägliche Schmerzen; die Aerzte gaben zwar Hoffnung, ihn zu retten, doch würde er zeitlebens auf Krücken gehen müssen. Bei dieser Eröffnung brach Bernard in Tränen aus.

„O Gott, mein armes Kind“, so sprach er, „nun kann ich nichts mehr für uns verdienen!“

„Und bin ich nicht da, Papa — habe ich nicht, Dank deiner Fürsorge, eine Kunst erlernt, die uns beide ernähren kann?“

Nach einem Monat, nachdem die Operateure bezahlt waren, war der kleine Geldvorrat erschöpft. Bernard war noch nicht außer Gefahr. Der Arzt fürchtete sogar, daß sich ein tödtlicher Brand in der Wunde einstellen könnte, doch teilte er diese Besorgnis dem jungen Mädchen nicht mit.

Von Madame Venoir, welche, wenn sie nicht selbst nachsehen kam, sich sonst täglich nach des Kranken Befinden erkundigen schickte, war seit einigen Tagen nichts zu hören gewesen, und da entschloß sich Violette, zu ihr hinzugehen, um auch wieder Arbeit zu verlangen — denn es war notwendig, die versiegte Kasse neu zu füllen. Daß ihr möglicher Verdienst in keinem Verhältnis zu den laufenden Auslagen stand, davon machte sich Violette keinen rechten Begriff, denn es fehlte ihr in diesen Dingen an aller praktischen Erfahrung.

Gegen Abend also, als Bernard ruhig eingeschlafen war, und die Wärterin an seinem Bette saß, trug Violette derselben auf, sorgfältig zu wachen, und begab sich auf den Weg zu Madame Venoir.

Vor deren Hause angelangt, war sie überrascht, den Laden gesperrt, den Aushängeschild entfernt zu finden; — auch auf der Stiege schien ihr alles ungewohnt — Koffer und Möbel standen am Flur, und als sie in Madame Venoirs Zimmer trat, sah sie dieselbe mitten unter Kisten und Schachteln an einem Tische — dem einzigen übrigen Möbel — sitzend. Sie war in Hut und Mantille und mit Schreiben beschäftigt.

„Ah du bist, Violette“, sagte die alte Frau aufblickend, „du kommst gerade zurecht. Da brauche ich nicht erst bei Euch vorzufahren . . . ich reise in einer Stunde ab.“

„Um Gotteswillen, Madame, was ist denn geschehen?“

„Ah, mein Kind, auch über mich ist das Unglück hereingebrochen. Mein Geschäft ist zu Grunde gegangen — ich mußte alles verkaufen — und nun reise ich auf meine alten Tage noch nach Amerika, wo ich einen Schwager habe, der mich zu sich nehmen wird.“

Violette war durch diese Mitteilung schmerzlich erschüttert. Sie liebte die gute Madame Venoir und würde ihren Verlust bitter empfinden — zudem, wie sollte sie jetzt etwas verdienen und ihrem kranken Papa beistehen? — Sie klagte laut ihr Leid.

„Ja, ich kann dir nicht helfen, mein liebes Kind. Nur das eine kann ich noch für dich tun: Nimm diesen Karton, es ist eine Garnitur Blumen darin, die du selbst verfertigt hast. Ich habe im Trubel vergessen sie abzuliefern. Die Dame wollte sie noch heute haben. Gehe selbst hin, überbringe die Blumen, und den Preis von 60 Fr., der dafür zu zahlen ist, den behalte dir. Hier ist die Adresse: Madame de Courterelles, Avenue Friedland, 30. Und nun lebe wohl, mein teures Kind, pflege meinen armen Vetter Bernard — ich hoffe, er wird bald gesund werden — und sei glücklich. Nun wird auch Monsieur Ferrol bald zurückkommen — ich habe Eure Adresse für ihn zurückgelassen. Nimm den Karton und verlange nur mit Madame de Courterelles selbst zu sprechen, sonst wird dir das Paket abgenommen und du erhältst nicht gleich das dir so nötige Geld. Begehre Einlaß . . .“

„Aber, Madame Venoir, ich bin so furchtsam . . .“

„Sei diesmal mutig, Violette, denke an deinen kranken Papa, und nun gehe — und Gott mit dir!“

Violette nahm unter Tränen Abschied und verließ, um es nie wieder zu betreten, das Haus, welches jahrelang ihr Heim gewesen. Die arme Kleine. An ihrem Horizonte sah es sehr düster aus — — und dennoch wehte es wie Frühlingshoffnungen durch die junge Seele. Das Bild Leons war ihr Reichtum; es hatte ihr die ganze Zeit wie tröstend durch die dunklen Kummervolken gegläntzt, die über dem Krankenlager ihres geliebten Pflegevaters lagerten; — und auch jetzt wieder, wo Madame Venoirs Abreise sie ganz stütze- und arbeitslos zurückließ, klammerte sie sich an den einen Gedanken —; Madame Venoir selbst hatte den teuren Namen ausgesprochen, und derselbe tönte tröstend im Herzen des armen Mädchens nach. Sie ging eiligen Schrittes durch die erleuchteten Straßen der Stadt, ihr Karton unterm Arme. Er hat gar keine Nachricht von sich gegeben, aber zur bestimmten Frist würde er kommen, und sie zärtlicher lieben als je, wenn er sie so unglücklich wiederfinden wird. Ach und wie er ihr teuer war — wie sie sich nach seinem Anblick sehnte!

„Leon, mein Leon“, sprach sie halblaut vor sich hin.

Bald war sie an der bezeichneten Adresse angelangt. Sie stand vor einem eleganten kleinen Hotel, aus dessen Fenstern heller Schein hinter rotseidenen Vorhängen drang. Mit zitternder Hand zog sie an der Glocke. Ein Diener in großer Livree öffnete die Haustüre.

„Madame de Courterelles?“ frug Violette.

Als der Diener die kleine Gestalt mit dem Karton erblickte, wies er zu einem andern Tore und sagte: „Dort ist l'escalier de service.“

„Ich muß Madame de Courterelles selbst sprechen“, sagte die Kleine in so entschiedenem Tone, daß der Diener ihr Einlaß gab.

Sie befand sich in einem erleuchteten, mit Blumen reich verzierten Vestibul. Eine teppichbelegte Stiege mit vergoldetem Geländer führte nach dem ersten Stockwerke. Der Diener trat jedoch in ein Gemach des Erdgeschosses und durch die geöffnete und wieder rasch geschlossene Thür drang der flüchtige Anblick eines luxuriösen Salons und der Klang zahlreicher heiterer Stimmen. Nach einer Zeit kam der Diener wieder zurück und winkte dem Mädchen einzutreten.

Eine solche Pracht hatte Violette weder je gesehen noch geträumt. Es war ihr als schwankte der weiche Teppich unter ihren Füßen, so sehr war sie von den umgebenden Herrlichkeiten geblendet. Seidene Vorhänge, schwere Stofftapeten, ein Ebenholzflügel, zerstreute Hautenils und Puffs, Bronzelampen, kleine mit Rippen beladene Tischchen, ein Marmorkamin mit helllobernder Flamme, alles das tanzte vor den geblendeten Blicken des armen Kindes. Gegenüber in der Wand befand sich ein großes quedsilberloses Spiegelglas, durch welches man den anstoßenden Speisesaal sah. Eben war dort eine glänzende Gesellschaft im Begriffe sich von der Tafel zu erheben, auf welcher in der malerischen Unordnung des Desserts zwischen Blumen und Silber die bombongefüllten Teller und halbleerten Champagnergläser funkelten.

Jetzt wurden die Flügeltüren geöffnet, und eine lärmende, wie es schien, sehr heitere Gesellschaft trat ein. Die Damen in prächtigen schleppenden Roben, mit Blumen und Schmuck in den Haaren, lehnten am Arme der Herren. Im Salon angelangt, ließen sich die Ersteren in den ungezwungensten Stellungen auf den verschiedenen Sizen nieder, den Fächer schwingend, mit den sich zu ihnen herabneigenden Herren lachend und scherzend.

Eine große schöne Frau in weißem tiefdekolletirten Atlaskleide trat auf Violette zu: „Man sagt mir, daß Sie mich durchaus zu sprechen wünschen, Mademoiselle.“

„Ich bringe diese Blumen von Madame Lenoir“, sagte Violette zitternd.

„Ach so — nun, das hätten Sie meiner Kammerjungfer geben sollen . . .“

„Verzeihen Sie Madame, es ist nur — daß ich das Geld brauche — gleich brauche, für einen Kranken . . .“

„Ich schlage eine Kasse vor für die interessante Modistin“, sagte eine junge Schöne, indem sie sich von ihrem Sitze erhob und eine Visitenkartenschale in die Hand nahm — „wer gibt?“

„Bist du närrisch, Adine?“ lachte die Hausfrau.

„Angenommen, angenommen“, riefen mehrere Stimmen; „vive les fleuristes et la rerta!“ Und in den Teller regnete es Louisd'or.

„Sie ist gar nicht übel, die Kleine.“

„Allons donc — sie sieht ja aus wie ein Sonntag in Schottland.“

„Sie soll hier bleiben . . .“

„Sie soll eine von den Unseren werden.“

„Wer will ihr Taufpate sein?“

„Hier ist ein Bankbillet, schöne Sammlerin, aber ich pränumerire mich auf den ersten Modistenfuß.“

„Da wird dir so mancher étudiant vorausgegangen sein.“

„Sprecht nicht übel von den Blumenmacherinnen . . . ich habe zu Anfang meiner Karriere auch Rosen aus Mousseline verfertigt, und jetzt streu ich solche auf deinen Lebenspfad, mon vieux chat.“

„Scht nur, was sie für schöne Haare hat.“

„Ein Chignon — ich wette.“

„Ich wette dagegen.“

„Es gilt.“

So schallten die Gespräche und das Gelächter um Violette her; bei den letzten Worten hatten mehrere Hände ihr die Kopfnadeln weggerissen und ihr prachtvolles Haar fiel zum Boden herab. Mit fieberhafter Röthe übergoßen, die veilschblauen Augen zornerglühend, stand das zitternde Mädchen da, von dem schwarzen Mantel ihres Haars umwallt, ein wahrhaft reizendes Bild.

„Diese Haare verdienen mit Perlen durchflochten zu werden,“ sprach einer der jungen Leute.

„Und ich setze ein diamantenes Diadem darauf,“ rief ein anderer.

„Zahle lieber erst meinen Juwelier — du verschuldeter Entusiast,“ sagte zornig eine geschminkte Blondine.

„So, die Sammlung ist geschlossen — hier nimm — was diese Schale enthält, gehört dir.“

Violette nahm beinahe unbewußt die dargelegte aufgehäufte Schale, und ließ ihre Augen in die Runde schweifen. Man sah wie sie nach Atem rang. Sie hatte endlich verstanden, in was für einer Gesellschaft sie sich befand. Alle Greuel, die sie in dem Feuilletonroman gelesen, und die denselben begleitenden Schmähungsreden der Madame Lenoir traten ihr vor die Seele.

„Nun, liebes Kind,“ sagte jetzt die Hausfrau fremdlich, „gib mir deine Blumen, ich glaube, sie sind dir nicht schlecht bezahlt.“

„Meine Blumen, Madame, gebe ich Ihnen nicht.“ Violette hatte ihre Stimme wiedergefunden, und mit der Stimme auch einen niegekannten exaltirten Mut. „Nicht eine dieser Blumen, die Frucht meiner Arbeit, gebe ich für alle Ihre Diamanten,

die Frucht Ihrer Schande — — und Ihr alle, die Ihr ein armes Mädchen beschimpft und verhöhnt, seht wie ich Euer Gold zu schätzen weiß“, und mit einer heftigen Geberde warf sie die Schale zu Boden, so daß selbe klirrend an einem Tischfuß zerschellte und die Goldstücke in alle Ecken rollten.

„Die Wahnsinnige, jagt sie fort,“ rief die Hausfrau, „sie insultirt uns.“

Ein junger Mann, der sich, an dem ganzen Auftritt unbetheilig, bisher in einer unbeleuchteten Ecke des Salons aufgehalten hatte, trat nun in die Gruppe. Violettes Herz stand still: Leon! — Leon, den sie abweisend glaubte, hier — und in solcher Gesellschaft? Aber er würde sie jetzt schützend in seine Arme nehmen, dachte sie, und sie von hier entfernen.

Dies tat er jedoch nicht. Er näherte sich der Hausfrau, beugte sich zärtlich über ihre blendende Schulter und sagte:

„Ereifern Sie Sich nicht, schöne Palmyre, wissen Sie wer es wagt, Sie zu beleidigen, Sie, die stolze einstige Favoritin eines Königs? — es ist — ich habe die Kleine recht gut gekannt — die Maitresse eines Clowns.“

Violette stieß einen dumpfen Schrei aus, und wie ein zu Tode getroffenes Wild wankte sie zur Türe, um zu fliehen. Es hielt sie niemand zurück, die Diener öffneten ihr die Hausthüre, so kam sie auf die Straße und stürzte am nächsten Eckstein zusammen. Da weinte und stöhnte sie leise. Ihr armer schöner Liebestraum war also dahin! Doch sie raffte sich schnell wieder auf, da sie sich plötzlich ihres Kranken erinnerte; der Clown dessen Maitresse — sie hatte sich die graufamen Worte wiederholt — das war ja ihr geliebter, pflegebedürftiger alter Bernard, zu ihm mußte sie zurückeilen, sie war ja des Armen einziger Trost, sowie er der ihre. „Du verkennt dein Kind nicht, Bernard, du und Marco, Ihr seid die einzigen, die mich gerne haben — und ich Euch auch . . . O mein Gott, laße mir nur den teuren Freund gesunden — für Liebesglück war ich ohnehin nicht geschaffen — ich bin nicht hübsch und nicht liebenswürdig — aber mein Gott, laß mich nur Arbeit finden, damit ich den teuren Kranken gut pflegen kann und damit er noch frohe Tage erlebe durch sein dankbares Kind!“

So betete Violette, während sie sich nach Hause schleppte; die vielen eben erlebten Aufregungen hatten ihre Kräfte arg erschöpft, und sie kam nur mühsam weiter. Endlich war sie bei ihrer Wohnung angelangt und eilte in das Krankenzimmer.

Marco, der neben dem Bette saß, heulte jämmerlich. Violette stürzte zu dem Pflegevater: „Papa, Papa, wie geht es dir — warum bist du allein? Wo ist die Wärterin?“

„Sie ging den Arzt zu holen,“ antwortete der Kranke mit schwacher Stimme, „mir ist sehr schlecht.“

„Papa, um Gotteswillen, was ist dir?“

„Ich fühle, daß es zu Ende geht . . . knie hierher mein Kind . . . ich danke dir für die vielen Freuden, die ich an dir erlebte, und für deine aufopfernde Pflege . . . und ich bitte dich um Verzeihung, daß ich nicht besser für deine Zukunft sorgte . . . ich kann nichts dafür. Mein Trost ist Madame Lenoir — bei ihr bist du gut aufgehoben. Sei immer aufrichtig mit ihr wie mit einer Mutter — wenn dieser junge Mann — dieser Monsieur Leon wieder da ist, weise ihn an Madame Lenoir. Vergiß mich nicht, mein kleines Weilschen . . . weine nicht so, mein armes Kind. Ich sterbe gern, ich wollte nicht so als Krüppel leben — dir zur Last. Verpflege nur unsern alten Marco. So — und nun höre ich den Doktor kommen . . . er wird mir nicht mehr helfen.“

In der That, es war der Arzt, den die Wärterin herbeigeholt hatte, und — wie Bernard gesagt — er konnte nicht mehr helfen. Der Brand war zu der Wunde gekommen, ein heftiges Fieber stellte sich ein, und nach einer langen, von Delirien und Todeskampf erfüllten Nacht gab der arme alte Clown seinen Geist auf.

Violette, auf welche zu viele Leiden auf einmal hereingebrochen waren, versiel selbst in ein so heftiges delirirendes Fieber, daß sie erst drei Tage nach Bernards Beerdigung zur Besinnung kam. Die Wärterin und die Portierin hatten sie



Nur wer die Sehnsucht kennt  
Weiß was ich leide.

gepflegt, und nun erzählten sie ihr, daß der Hausadministrator die Begräbniskosten bestritten habe und dem jungen Mädchen die Erlaubnis erteilt, noch vierzehn Tage dazubleiben, nach welcher Frist die Wohnung jedoch geräumt werden müsse.

Violette nickte zu alledem mit dem Kopfe: sie verstand, daß sie ganz allein auf der Welt stand.

„Wo ist Marco?“ frug sie, ihres einzigen Freundes gedenkend.

„Der ist bei mir,“ antwortete die Portierfrau, „ich habe den braven Pudel sehr gerne. Er hat aber so viel gehult, daß ich ihn von hier entfernte, damit Sie Ruhe hätten, Mademoiselle.“

„Bringen Sie mir ihn, ich bitte,“ bat Violette.

„Gern, armes Fräulein.“

Und das gute alte Tier wurde herbeigeholt. Es stürzte auf Violette los und leckte ihre Hände. Die Waise schlang ihre Hände um Marcos Hals, grub ihr blaßes Gesicht in seine Mähne und weinte da lange, lange, die ersten lindernden Tränen nach ihrem großen Verlust.

Nach zwei Tagen konnte sie aufstehen. Sie entließ die Wärterin und bezahlte sie mit einem goldenen Armband, das sie noch von ihrer Mutter hatte. Dann ging sie aus, Arbeit suchen. Sie trat in mehrere Kunstblumenläden und trug sich an, doch wurde sie überall mit dem Bescheide abgewiesen, man brauche niemand. Dazu nickte Violette immer schweigend und ergeben das Köpfchen und ging weiter. Es war, als paßten ihr die abweisenden Antworten — sie fühlte sich so furchtbar unglücklich, daß es ihr eine eigene Genugthuung gewährte, das Maß ihrer Leiden sich häufen zu sehen.

Dennoch ging sie zu Madame Martin, der Portierfrau, sich Rat zu holen, und übergab derselben noch ein letztes Schmuckstückchen mit der Bitte, es für sie zu verkaufen.

Madame Martin brachte dem jungen Mädchen dreißig Franken für das Geschmeide, und gab ihr den Rat, sich behufs Arbeit an ein Arbeitsvermittlungsbureau zu wenden und ein Inserat in die „Petites annonces“ zu schicken.

Violette tat wie man ihr sagte, jedoch erfolglos. Die Einlagsumme im Bureau sowie die Insertionskosten schmälerten arg ihr kleines Kapital, und die Zeit kam immer näher, wo sie ihre Wohnung verlassen mußte. Sie kaufte täglich nur ein Laibchen Brod für sich und ein paar Knochen für Marco.

Madame Martin kam auf den Einfall, dem Zirkusdirektor Violettens Lage mitzuteilen, doch die Truppe, zu welcher Bernard einst gehörte, hatte vor einer Woche Paris verlassen und war nun in Holland oder Belgien, — man wußte es nicht genau anzugeben.

Zimmer noch kamen keine Anträge aus den Blumenhandlungen. Da entschloß sich Violette — wieder auf Madame Martins Rat — sich als Dienstmagd zu verdingen.

Nun ging sie in ein Stellenvermittlungsbureau. Sie legte ihre letzten drei Franken als Einschreibgebühr auf das Pult.

„Wo haben Sie schon gedient, und wo kann man Erkun-

digungen über Sie einholen?“ fragte die Dame vom Comptoir.

„Nirgend,“ mußte Violette antworten.

„Dann werden Sie schwerlich einen Dienst finden, und ich werde Sie keinesfalls plazieren. Nehmen Sie Ihr Geld zurück.“

Violette versuchte es mit einem anderen Bureau. Dasselbe Resultat. Sie wußte sich nicht mehr zu helfen. Die drei Franken dauerten noch einige Tage, und ihr Ausziehtermin war gekommen.

Sie hatte noch zwanzig Sous in der Tasche, die letzten Morgen oder übermorgen mußte sie, um zu essen, die Hand nach Almosen ausstrecken. Gegen Abend ging sie mit Marco aus, einige Einkäufe zu besorgen.

Beim Nachhausegehen trat sie in die Loge der Portierfrau.

„Keine Briefe, keine Nachrichten für mich da, Madame?“

„Wieder nichts, Fräulein Violette.“

„Madame, ich habe eine Bitte an Sie. Möchten Sie so gut sein, meinen Marco heute Nacht bei sich zu behalten? Er kommt immer an mein Bett und weckt mich aus dem Schlafe — und ich möchte einmal ordentlich ausruhen.“

„Ja, ja, Mademoiselle, lassen Sie mir den Hund da, Sie brauchen wirklich einmal Ruhe, armes Kind. Es ist ein recht grausames Schicksal — morgen ist Ihr Termin, nun ich hoffe man wird Ihnen die kleine Wohnung lassen.“

„Ja, ja, man wird mir meine kleine Wohnung lassen.“

„Und was haben Sie da in dem Körbchen, unter Ihrem Shawl — sind das Ihre Provisionen?“

„Ja, meine Provisionen. Gute Nacht, Madame.“ Und Violette reichte der freundlichen Frau die Hand. Dann kniete sie neben Marco nieder und küßte das treue alte Tier auf die schwarzen Lippen. Madame Martin glaubte zu bemerken, daß dabei Tränen von den Wangen des Mädchens auf das wollige Haupt ihres Pudels fielen, doch Violette erhob sich rasch und eilte die Treppe hinauf.

In ihrem Zimmer angelangt, verschloß sie sorgfältig Türen und Fensterläden, steckte ein Licht an und packte die Provisionen aus ihrem Körbchen. Es waren Kohlen. Diese zündete das arme Kind an und legte sich dann zur Ruhe. Sie war so müde und ermattet von den Kämpfen und Schlägen der letzten Zeit.

„Mein Gott,“ betete sie leise, „verzeihe mir, wenn ich eine Sünde tue — ich habe ja alles, alles verloren und nichts zu hoffen. Ich hätte vielleicht noch ringen sollen, aber die fremden Menschen sehen mich kalt und hart an mit den vielen Augen und ich bin so furchtsam!“

Des andern Morgens, als Madame Martin nach wiederholtem Klopfen an Violettens Tür keine Antwort erhielt, und die Tür schließlich aufgebrochen wurde, fand man das kleine blasse Mädchen entseelt auf seinem Bette liegen. Die Fenster wurden aufgerissen und es strömten Sonnenstrahlen und Frühlingsdüfte herein.

Aber zu spät: „Das Weilchen“, wie es in dem wehmütigen Mendelssohn'schen Liede heißt, „das Weilchen war tot“.

## Der Somnambulismus. \*)

Von Karl du Prel.

(Aus der „Gegenwart“, Nr. 19 vom 10. Mai 1884.)

### 1. Der natürliche Somnambulismus.

Wenn der Naturforscher einen Körper wissenschaftlich definieren und charakterisieren will, so genügt es nicht, diejenigen Eigenschaften aufzuzählen, die er unter normalen Umständen zeigt. Diese Umstände müssen vielmehr so lange künstlich abgeändert werden, daß ihm dadurch Gelegenheit geboten wird, auch seine gewöhnlich verborgenen Eigenschaften zu verraten. In dieser

Weise unterwerfen der Physiker und Chemiker die Körper dem Experimente, in dessen besonderen Anordnungen an den Körper die Frage gestellt wird: was bist du? Der Körper aber antwortet durch die Art und Weise, wie er auf die ihm aufgedrungenen Umstände reagiert.

Der Mensch, das interessanteste Naturobjekt, aber auch das größte Naturrätsel, hat trotz jahrtausendlangen Streites seine wissenschaftliche Definition nur darum noch nicht gefunden, weil er fast ausschließlich in seinem Normalzustande studiert wurde, aber nicht durch Abänderung der Umstände dem Experimente unterworfen wurde.

Es wird das nicht immer so bleiben. Unsere Entel werden

\*) Wir drucken diese Abhandlung aus der Feder eines der geistvollsten Naturwissenschaftler der Gegenwart ab, indem wir darauf hinweisen, daß dieselbe ihr hochinteressantes Thema einem Gebiete entnimmt, auf dem die Wissenschaft unsrer Tage eben zu unberechenbaren Fortschritten Anlauf nimmt.  
H. d. N. B.

Experimentalpsychologie treiben, wie wir Experimentalchemie, und sie werden vielleicht das Rätsel des Menschen lösen, indem sie durch Abänderung seiner normalen Umstände ihn zu Tätigkeitsweisen veranlassen, die sonst latent bleiben und uns Aufschlüsse geben über unsere Natur.

In welcher Weise kann nun aber durch Abänderung der Umstände der psychische Normalmensch zu abnormen Funktionen gebracht werden? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir erst wissen, auf welchem Umstande der psychische Normalzustand beruht.

Der psychische Normalmensch ist charakterisirt, wenn wir wissen, welche Einwirkungen von Seite der Naturdinge er aufnimmt und in welcher Weise er auf diese Einwirkungen zu reagiren vermag. Seine Empfänglichkeiten müssen wir kennen und seine Tätigkeitsweisen. Diese beiden Faktoren bilden den psychischen Menschen und stehen zu einander in genauem Verhältnis: Jemehr Empfänglichkeiten, desto mehr Tätigkeiten. Immer jedoch können von den Natureinflüssen, denen der Mensch unterworfen ist, nur diejenigen inbetracht kommen, die in seinem Bewußtsein eine deutliche Empfindung erzeugen. Einwirkungen auf den Menschen, die, ob sie zwar stattfinden, ihm doch nicht zum Bewußtsein kommen, veranlassen ihn auch zu keiner Reaktion, sind daher für die psychische Definition des Menschen ohne Belang.

Die Natur ist demnach von dem Standpunkte eines jeden psychischen Wesens in zwei Hälften geteilt: die eine wirkt auf sein Bewußtsein, die andere nicht. Zwar wirken alle Dinge der Natur auf den menschlichen Organismus physisch ein, wenn nicht direkt, so doch indirekt; aber es ist ein fundamentales Gesetz, daß Naturvorgänge nur dadurch auf ein Bewußtsein wirken, daß die von ihnen ausgehende räumliche und molekulare Bewegung einen gewissen Stärkegrad besitzt. Dieser nötigen Minimalstärke auf objektiver Seite der Natur entspricht auf subjektiver Seite des Menschen jener Empfänglichkeitsgrad, der als Empfindungsschwelle bezeichnet wird. Diese Schwelle wird ferner die psychophysische genannt, weil in jedem Bewußtseinsvorgang eine physische Bewegung der Natur, indem sie die Empfindungsschwelle überschreitet, in eine psychische Empfindung sich verwandelt. Naturvorgänge von ungenügendem Stärkegrad bleiben unter der Empfindungsschwelle des Menschen, kommen ihm nicht zum Bewußtsein.

Demnach ist der psychische Normalmensch, den wir gesucht haben, dahin zu charakterisiren, daß er die normale menschliche Empfindungsschwelle besitzt. Die in hohem Grade wünschenswerte Experimentalpsychologie aber ist nur dann möglich, wenn die normale Empfindungsschwelle des Menschen der Art abgeändert werden könnte, daß ihm Natureinflüsse zur Empfindung kämen, die für gewöhnlich unter der Empfindungsschwelle bleiben. Diesen abnormen Einwirkungen der Natur würden in der Reaktion auf Seite des Menschen auch abnorme psychische Tätigkeitsweisen antworten. Jemehr wir solche kennen lernen würden, desto vollständiger könnte auch die Definition des Menschen vorgenommen werden. Die Lösung des Menschenrätsels ist also möglich, wenn es eine Experimentalpsychologie geben sollte; diese letztere ist aber nur dann möglich, wenn die Empfindungsschwelle des Menschen veränderlich, verschiebbar sein sollte; unmöglich dagegen, wenn diese Schwelle starr und unveränderlich wäre.

Die Empfindungsschwelle des Menschen ist nun aber verschiebbar. Abgesehen von gelinden Verschiebungen im Wachen, die bei Krankheitszuständen oder auch durch bloße Richtung der Aufmerksamkeit sich einstellen, erfährt der Organismus alltäglich eine sehr bedeutende Verschiebung seiner Schwelle, wenn er dem Schlaf anheimfällt. Im Schlafe sinkt die psychologische Tätigkeit des Menschen zeitweilig unter die Schwelle\*). Dafür bringt aber der Schlaf ein innerliches Erwachen mit sich, und diesem gibt gerade die Verschiebung der Schwelle einen Empfindungsinhalt, der uns im Wachen fremd bleibt, weil gegenüber den größeren Einwirkungen der Außenwelt diese leisen Reize nicht

aufkommen können, daher unter der Empfindungsschwelle verlaufen. Diese Reize, meistens aus der inneren Körperphäre kommend, sind die Ursache unserer Träume.

Der Schlaf enthält also nicht bloß Negationen des Wachens, sondern auch positive Seiten. Er verschiebt die Empfindungsschwelle, so daß die Tageswelt aus dem Bewußtsein schwindet; aber eben darum wird das innere Bewußtsein empfänglich für Einwirkungen, die im Wachen die Schwelle nicht überschreiten. So hat auch der Untergang der Sonne nicht nur die negative Folge, daß Dunkelheit sich über die Erde breitet, sondern auch die positive, daß die schwächeren Strahlen der sonst von der Sonne überstrahlten Fixsterne nun zur Geltung kommen.

Die Vorgänge, die im Schlaf zum inneren Bewußtsein kommen, finden auch im Wachen statt, nur daß sie unbewußt bleiben. Der Schlaf erzeugt also nicht neue Einwirkungen für den Organismus, sondern er hebt dieselben bloß über die Schwelle, in der sie im Wachen lagen; er erzeugt aber neue Reaktionsweisen des Menschen auf diese nunmehr bewußt werdenden Einwirkungen, und diese Reaktionen nehmen die Gestalt von Träumen an.

Jemehr die Empfindungsschwelle verschoben wird, destomehr positive Seiten des Schlafes würden zum Vorschein kommen und immer neue psychische Reaktionen erzeugen. Darum würde der tiefe Schlaf, weil mit der größten Verschiebung der Schwelle verbunden, uns ohne Zweifel sehr wertvolle Aufschlüsse über die Natur des Menschen geben, wenn er nicht leider erinnerungslos wäre. Für die Experimentalpsychologie erwächst somit die Frage, ob Träume vor dem Vergessen bewahrt werden könnten, oder, falls dieses nicht möglich wäre, ob Träumende zum Neben gebracht werden können.

Diese beiden Probleme werden ohne Zweifel ihre Lösung finden; denn beide haben sie teilweise bereits gefunden, und zwar im Somnambulismus. Der Somnambulismus also, dieses helle innere Erwachen, das im tiefen magnetischen Schlafe eintritt, ist die natürliche Grundlage für die Experimentalpsychologie der Zukunft. Er verdient daher auch mit ganz anderem Eifer studirt zu werden, als es heute geschieht. Das Menschenrätsel steht heut noch so riesengroß vor uns da, daß es nur dem Stumpfsinn der Materialisten vorbehalten ist, dasselbe durch die Behauptung zu leugnen, der Mensch sei eine bloße chemische Verbindung und weiter nichts; dieses Rätsel aber kann allein gelöst werden, wenn wir den Menschen im somnambulen Zustande dem Experimente unterwerfen. Denn, wie Mesmer sagt: „Die Fähigkeiten des Menschen offenbaren sich durch die Wirkungen des Magnetismus, gleichwie die Eigenschaften anderer Körper durch den gesteigerten Wärmegrad, den die Chemie anwendet, sich entwickeln“\*).

Die im Somnambulismus auftretenden psychischen Fähigkeiten des Menschen sind lediglich Reaktionen auf solche Natureinflüsse, welche die Empfindungsschwelle des normalen Menschen nicht überschreiten. Demnach macht der Somnambulismus empfänglich für feinere Genüsse, als die von den Sinnen des Wachenden aufgenommen werden. Wie nun die Sinne des Wachenden um so merkwürdigere Fähigkeiten des Menschen hervorrufen, je feiner organisirt sie sind, so muß der im Somnambulismus auftretende Sinn, welcher die für die Tagesfinne zu feinen Einflüsse aufnimmt, Fähigkeiten des Menschen entbinden, die denen des Wachenden überlegen sind. In der That sind diese Fähigkeiten so merkwürdiger Art, daß schon mancher Arzt in seinem Enthusiasmus zu dem Ausspruch verleitet wurde, der Somnambulismus sei ein höherer Zustand als der des Wachenden, während andere darin einen Rückfall in das instinktive Naturleben der Tiere sehen wollen.

Wie so oft, liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte: die Verschiebung der Empfindungsschwelle in den verschiedenen Schlafzuständen ist keine stetig fortschreitende, sondern oft sehr schwankend; ebenso schwankend müssen demgemäß auch die psychischen Fähigkeiten sein, die von jener Verschiebung erweckt

\*) Fehner, Elemente der Psychophysik, II, 439.

\*) Dr. Karl Wolfart, Mesmerismus. S. 211. Berlin 1814.

werden. Demgemäß sind die Aussprüche sogar desselben Somnambulen und in derselben Krise von sehr ungleichem Werte. Aber noch ein weiterer Grund muß uns abhalten, diesen Zustand zu überschätzen: der Somnambulismus ist den Einflüssen der Natur und der Menschen gegenüber ein passiver Zustand, der Mensch ist darin psychisch dezentralisiert, meistens in gänzlicher Abhängigkeit vom Magneteur, gegen welchen nur selten ein selbstbewußter Wille sich geltend macht. Insofern ist der Somnambulismus dem Wachen nicht gleichwertig. Dagegen ist ganz unbestreitbar, daß im Somnambulismus, wenn gleich nur flüchtig, oft Fähigkeiten auftreten, weit überlegen denen des Menschen, dessen äußere Sinne der Welt offen stehen und dessen Empfindungsschwelle normal liegt.

Es läßt sich also die Frage stellen, ob es vielleicht auf anderen Planeten Wesen von günstigerer Empfindungsschwelle gibt, bei welchen die in dem abnormen Zustande des Somnambulismus nur schwankend und keimartig sich zeigenden Fähigkeiten in völliger Entwicklung und als normaler Besitz zu finden wären? Wer der Entwicklungslehre huldigt, wird die Existenz solcher Wesen, die offenbar höher ständen als der Mensch, nicht bezweifeln; er kann wenigstens nicht leugnen, daß solche Wesen um so mehr im Schoße der Zukunft liegen, als ja der Mensch, auf der derzeitigen Spitze irdischer Organisation stehend, sie in rudimentärer Weise prophetisch anzeigt.

Wenn aber der Somnambule solche höhere Wesen keimartig anzeigt, aber doch nicht selber zu ihnen gehört, so darf man den Somnambulismus jedenfalls nicht über das Wachen stellen; wohl aber ist er, vom philosophischen Standpunkt betrachtet, wichtiger als das Wachen. Denn jeder geistige Fortschritt ist entweder ein bloß historischer innerhalb der sich gleich bleibenden Empfindungsschwelle, oder ein biologischer, durch günstigere Verlegung der Empfindungsschwelle bedingt. Jeder historische Fortschritt hat seine Grenze; in der Empfindungsschwelle ist ihm eine unüberschreitbare Schranke gezogen, jenseits welcher die Lösung gerade der tiefsten Probleme der Menschheit liegt. Darum ist der Somnambulismus philosophisch wichtiger als das Wachen; er greift über den historisch entwicklungsfähigen Menschen hinaus zu dessen biologischem Nachfolger, und wenn er auch diesen nur keimartig andeutet, so zeigt doch das Studium des Somnambulismus ganz deutlich, daß sich für die Entwicklungslehre gar nicht auszudenkende Folgerungen aus der Verlegbarkeit der Empfindungsschwelle ergeben. Zugleich zeigte sich aber sehr klar, daß es eine bloße Annäherung von Seite der Materialisten ist, wenn sie die Entwicklungslehre für sich als ihre Hauptstütze reklamieren. Eine Lehre, welche behauptet, daß nur das Sinnliche wirklich sei, und welche die unterhalb unserer Empfindungsschwelle liegende Welt negiert, steht mit der Entwicklungstheorie in prinzipiellem Widerspruch.

Der Somnambulismus, eben weil auf Verlegung der Empfindungsschwelle beruhend, liefert der Psychologie eine ganze Zufuhr neuer und zwar sehr schwieriger Probleme. Es liegt nun aber in der Natur des Menschen, neue Probleme lieber irrthümlich zu lösen, als ihre Unlösbarkeit einzugestehen; er verfährt dabei immer in jener Weise, die schon Bacon von Verulam mit den Worten getadelt hat: „Das in sich Neue pflegt trotzdem in der Weise des Alten aufgefaßt zu werden“ (\*). (Bacon, Neues Organon. I. § 34.) Der Somnambulismus ist eine in sich ganz neue und ganz eigenartige Erscheinung, und er kann schon darum nicht in der Weise des Alten, nämlich nach Analogie der psychischen Zustände des Wachens, beurteilt werden, weil es sich bei ihm um die Psyche unterhalb, im Wachen aber um die Psyche oberhalb der Empfindungsschwelle handelt. Daraus allein schon ergibt sich, daß es eine Verkehrtheit ist, die von Eigenartigkeit strotzenden somnambulen Zustände nach den psychologischen Gesetzen des wachen Lebens zu erklären. Den Physiologen, die das noch immer tun, möchte ich empfehlen, die hübsche Geschichte zu beherzigen, die Livingstone von einem Neger erzählt. Er hatte demselben einen Löffel zum Geschenke gemacht und lehrte ihm den Gebrauch, indem er damit aus einer Milchschale schöpfte. Der Neger aber, das in sich Neue in der Weise des

Alten auslegend, nahm zwar ebenfalls mit dem Löffel Milch aus der Schale, dann aber goß er den Inhalt desselben in die hohle Hand und trank aus dieser. In dieser Geschichte hat sich vielleicht schon mancher physiologische Gegner des Somnambulismus ergötzt, ohne das „de te fabula narratur“ (\*) einzusehen.

Diese eigenartige Erklärung verlangt sogar schon der gewöhnliche Traum. Wenn wir unsere Träume analysiren, so scheint es auf den ersten Blick allerdings, als wäre in denselben lediglich der Stoff des wachen Lebens in aufgelockertem regellosen Zustande durcheinander geworfen und das im Wachen von dem vernünftigen Ich zusammengehaltene Vorstellungsleben im Traume nur dezentralisiert. Bei näherem Zusehen erkennt man aber leicht, daß der Traum auch seine positiven Seiten hat; denn weil er mit einer Verschiebung der Empfindungsschwelle verbunden ist, erfährt der Schlafende zunächst aus der eigenen inneren Körpersphäre Einwirkungen, die vorher unter der Schwelle blieben; sein Bewußtsein erhält also einen neuen Inhalt. Auf diese Einwirkungen reagirt die Psyche mit Fähigkeiten, die im Wachen latent waren; also auch das Selbstbewußtsein erfährt einen neuen Inhalt.

Mit der Verschiebung der Empfindungsschwelle eröffnet sich also eine transzendente, dem Tagesbewußtsein verschlossene Welt und ein transzendentes Ich. Immer wieder zeigt es sich also, daß das normale Bewußtsein die Welt so wenig erschöpft, als das normale Selbstbewußtsein das Ich. Wir dürfen daher von einem doppelten Bewußtsein, also von einem doppelten Ich in uns reden, dem diesseits und dem jenseits der normalen Schwelle liegenden, und dürfen das um so mehr, als die beiden Ich nur alternirend auftreten, ohne ihren Bewußtseinsinhalt auszutauschen. Der erwachende Somnambule knüpft, erinnerungslos für den Inhalt seiner Träume, an den Zeitpunkt vor dem Einschlafen an. Zudem sind auch die den Wahrnehmungen der beiden Ich korrespondirenden Fähigkeiten so sehr verschieden nach Form wie Inhalt, daß wir trotz der Verschiebbarkeit der Empfindungsschwelle von einer doppelten Persönlichkeit in uns reden müssen; aber dieser Dualismus der Personen ist freilich wegen der Flüssigkeit der Schwelle wiederum monistisch aufzulösen in die Einheitlichkeit eines gemeinschaftlichen Subjekts. Weil nun aber nach dem Bilde zweier Wagschalen das innerhalb des Schlafes erwachende transzendente Ich um so heller erwacht, je größer die Bewußtlosigkeit des Tagesmenschen ist, so müssen notwendig die Zustände des tiefsten Schlafes günstig sein, um durch Traumanalyse zu einer deutlichen Definition und Charakteristik des transzendentalen Subjekts zu gelangen.

Damit sind wir abermals behufs der Lösung des Menschenrätsels an den Somnambulismus verwiesen.

Der Somnambulismus ist gesteigerter Schlaf. Um diese Erscheinung richtig zu verstehen, müssen wir zunächst ihre physiologische Bedeutung für die Ökonomie des Organismus zu erkennen trachten. Dazu muß aber erklärlicher Weise der spontan eintretende natürliche Somnambulismus inbetracht gezogen werden und gefragt werden, wozu die Natur eine so bedeutende Vertiefung des Schlafes herbeiführt.

Die Intensität eines jedem Schlafes entspricht dem Bedürfnisse des Organismus und wird durch noch nicht hinlänglich erkannte physiologische Ursachen herbeigeführt, unbeschadet welcher wir den teleologischen Charakter des Schlafes nicht übersehen dürfen, der sich auch in der Wirkung zeigt. Je mehr das Gehirnleben unterdrückt ist und je länger es im Zustande völliger Ruhe ist, destomehr und länger ist die Reproduktionskraft im Organismus tätig. Der Schlaf stärkt die im Wachen abgenutzten Kräfte, daher fühlen wir uns erfrischt, wenn wir gut geschlafen, und die Intensität der Wirkung entspricht immer entweder der Dauer oder der Tiefe des Schlafes.

In Krankheiten, wenn der Organismus sehr geschwächt ist, tritt häufig ein Schlaf von außergewöhnlicher Länge als Krise ein, in der sich die Krankheit zum Besseren wendet. Jeder Arzt kennt die Heilkraft dieses kritischen Schlafes.

\*) Wörtl.: Von dir wird die Fabel erzählt.

Langandauernder Schlaf ist häufig, und nicht erst in neuerer Zeit, als zur Genesung führend beobachtet worden. Aus den Philosophical Transactions berichtet Schubert von einem Kranken, der 16 Wochen lang schlief, und als er endlich erweckt wurde, waren Krankheit und Schlafsucht zugleich vergangen. Die Acta eruditorum vom Jahre 1707 wissen von einem Schläfer, der anfänglich 14 Tage, dann aber 6 Monate dauerte; Fichet berichtet von einem Langschläfer, der einen vierjährigen, nur von kurzen Zwischenräumen des Wachens unterbrochenen Schlaf hatte\*). Micrulus berichtet von einem Priester in

Stettin, der, schon bejahrt, in der Christnacht drei Messen zu lesen hatte, nach der ersten aber das Bedürfnis fühlte, ein wenig auszuruhen, und in seiner Zelle in einen dreizehntägigen Schlaf verfiel\*). Der Arzt Mayo weiß sogar von einem zwölfjährigen Mädchen, das in Schlaf verfiel und darin 13 Jahre verharrte, so daß sie innerlich derselben aus einem Kinde zum reifen Weibe wurde\*\*). Aehnliche Fälle, die häufig den Verdacht der Simulation erregen, sind auch in unseren Tagen dann und wann berichtet worden.

(Fortf. folgt.)

\*) Schubert, Geschichte der Seele. I. S. 245.

\*) Micrulus, Altes Pommerland. II. S. 369.

\*\*\*) Mayo, Wahrheiten im Volksaberglauben. S. 107.

## Der Frühling.

Von Rudolf Lavant.

Gehst du im frühen Lenze durch den Wald,  
Des Lebens froh im erst so stillen Reiche,  
So hatten sinnend deine Blicke bald  
Am frischen Wuchs der nächsten jungen Eide;  
Denn neben zarten Laubes grünem Braun,  
Das aus den Knospen bricht in krauser Fülle,  
Ist fahles Laub an jedem Aweig zu schaun —  
Vom letzten Jahr die abgestorbne Hülle.

Es haffet fest und zäh an seinem Ort,  
Es kräubt verdroffen sich und will nicht weichen;  
Nur ab und zu führt lose Blätter fort  
Der laue Frühlingswind als Siegeszeichen,  
Und eh' am Boden und auf Weihers Grund  
Das letzte Blatt vermodert und verrottet,  
Hat raschelnd es das Blühen in der Kund,  
Hat es den Frühling hundertmal verspottet.

Und soll das fahle, winterliche Laub  
Nicht bis zum Sommer seinen Platz bewahren,  
So muß mit sieghaft-fröhlichem Geschnaub  
Der Frühlingssturm durch alle Wipfel fahren.  
Da tut es nicht das kosend-linde Wehn,  
Vor dem die Knospen aller Blumen springen;  
Vor sanftem Hauch wird welches Laub bestehn —  
Der Sturm allein kann grüne Eichen bringen!

Und niederrauschen muß in warmer Nacht  
Der Regen auch in dichten schweren Güssen;  
Dann wird das Laub, das jagend sich und sacht  
Herausgewagt, gewaltig wachsen müssen.  
Dann hat für Welches keinen Platz der Baum,  
Er kann's nicht länger neben Grünem tragen —  
Du bloßem Spuk, zu bloßem bangen Traum  
Wird jenes für den Wald nach wenig Tagen.

Und ist es anders wohl in der Natur,  
Als in der Völker, in der Menschheit Leben?  
Des Neuen spottet oft des Alten Spur,  
Das trotzig sucht am alten Ort zu kleben,  
Und in den Frühling einer neuen Zeit  
Siehst du, gespenstisch fast, das Alte ragen  
Und höhrend macht ein Ueberreiß sich breit  
Aus längst vergangnen überwindnen Tagen.

Da gilt es auch, mit froher Sturmesmacht  
Hinwegzufegen, was da hemmt das Spriechen,  
Mit milder Klut in lauer Frühlingsnacht,  
Das junge Laub, das zage, zu begießen;  
Und kam nach langer, winterlicher Not  
Herauf des Jahres heißersehnte Wende,  
So sei auch aufgeräumt mit dem, was tot,  
Und nicht verzögert sei des Alten Ende!

Die Zeit verlangt ein männlich-kühnes Wort —  
Ihr frommen nicht die Halben und die Tauen,  
Die rechts und links bedenklidh immerfort,  
Die vor- und rückwärts ängstlich-zaudernd schauen.  
In unsre Felte laden die wir ein,  
Die's mit dem Neuen treu und ehrlich halten;  
Wir werden Sturm und warmer Regen sein —  
Dem Neuen Freund, doch Feind dem Toten, Alten!

### Unsere Illustrationen.

**Schloß Chillon am Genfersee.** (Siehe Illustration Seite 467.)  
Am östlichen Ufer des Genfersees, wo die Rhone in den See tritt, auf einer Felseninsel, die mit dem Lande durch eine Brücke verbunden ist, erhebt sich das berühmte Schloß Chillon, das heute noch sehr viel beachtet wird. Weithin leuchten die weißen Mauern dieser gewaltigen und festen Zwingburg, deren tiefe und finstere Kerker im Mittelalter überall gefürchtet waren. Hier wurde um 1530 Franz Bonivard vom Herzog Philipp von Savoyen gefangen gesetzt. Bonivard, aus einer alten und begüterten genfer Adelsfamilie, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet und war Prior von dem Kloster St. Viktor bei Genf geworden. Er machte sich um seine Vaterstadt verdient und tat sich in der Pflege der Wissenschaften hervor; in dessen darf nicht unerwähnt bleiben, daß er die blutige Gewalttherrschaft des Reformators Calvin eifrigst unterstützte. In den Kämpfen zwischen dem Herzog von Savoyen und der Stadt Genf stand Bonivard auf Seite der letzteren; dadurch machte er

sich dem Herzog von Savoyen verhasst. Im Jahre 1530 ward er von Räubern im Jura gefangen und an den Herzog von Savoyen ausgeliefert, der ihn ohne Urtheil und Recht in dem Schlosse Chillon einsperren ließ. Hier, im tiefsten Verließ, schmachtete Bonivard bis 1536. Am 29. März dieses Jahres eroberten die Berner die Zwingburg und befreiten den Gefangenen. Bonivard (geb. 1496) verheiratete sich nach seiner Befreiung und lebte zu Genf bis 1570, in welchem Jahre er starb.

Vielleicht noch mehr als die Gefangenschaft Bonivards hat Byron's glänzendes Gedicht: „Der Gefangene von Chillon“ (geschrieben im Sommer 1816) dazu beigetragen, die alte Feste berühmt zu machen. In diesen glühenden Versen läßt Byron Bonivard die Qualen der Kerkerhaft dulden, doch hat er sich an die historischen Tatsachen nicht gehalten, da das Gedicht, wie er mitteilt, aus dem Eindrucke der Vertikalität entstand, ehe sich Byron über die Geschichte Bonivards unterrichtet hatte. Kaum ist jemals von einem Dichter die Marter eines unterirdischen Kerkers mit solch gewaltiger Glut geschildert worden.

Byron läßt Bonivard mit seinen zwei (nicht historischen) Brüdern

zusammengeperert sein, die er beide der schrecklichen Kerkeratmosphäre erliegen sieht. Wir zitieren aus dem Gedichte einige Stellen. Im Eingang heißt es:

In Chillons Kerker tief und grau  
Steh'n sieben Pfeiler von gotischem Bau,  
Steh'n sieben Säulen, dümmrig sah  
Von dem verirrtten Sonnenstrahl,  
Der durch den Mauerpalt einmal  
Hinabfiel in des Kerkers Bann  
Und nun nicht mehr entschlüpfen kann;  
Hin kriecht er über feuchten Stein  
Wie eines Sumpfes Irrlichtschein.  
An jedem Pfeiler ist ein Ring,  
An jedem Ring ist eine Kette;  
Dies Eisen ist ein nagend Ding,  
Noch zeigt mein Fleisch des Zahnes Stätte,  
Und diese Spur verliert sich nicht,  
So lang' ich schau' das neue Licht,  
Das nun die Augen schmerzt — sie waren  
Der Sonn' entwöhnt seit so viel Jahren,  
Daß ich sie nicht mehr zählen mag;  
Ich gab es auf, sie einzukerben,  
Als ich da unten lebend lag  
Und sah den letzten Bruder sterben.

Die erwähnten sieben Pfeiler mit den Kettenringen und die Fußspuren des gefangenen Bonivard in dem Steinboden sind heute noch zu sehen in den finsternen Gewölben des alten Schlosses.

Den schaurigen Kerker beschreibt Byron weiter:

Der See an Chillons Mauern liegt  
Und tausend Fuß noch unterm Wall  
Fließt seiner Wasser mächt'ger Schwall:  
So weit hinab ließ man das Blei  
Von Chillons schneeger Bastei,  
Die rings umher die Wog' umschmiegt —  
Zweifacher Kerker! Wand und Welle  
Macht zum lebend'gen Grab die Zelle  
Und unterm Wasserspiegel lag  
Die dunkle Wölbung, wo wir hausten;  
Wir hörten droben Tag und Nacht  
Einförmig seinen Wellenschlag.  
Und oft hab' ich den Schaum gefühlt,  
Der Winters durch das Gitter spült,  
Wann über unserem Haupt der Föhn  
Hinjauht in freien Himmelshöhn:  
Dann bebte selbst des Felsens Schoß,  
Ich bebte nicht bei Sturm und Stoß:  
Denn lächelnd hätt' ich um die Zeit  
Den Tod begrüßt, der mich befreit.

So könnten wir noch viele schöne Stellen zitieren. Die Tyrannei, welche ihre Widersacher in feuchte Kerker unter dem Wasserspiegel bannte, ist durch den Dichter für die Jahrhunderte gebrandmarkt worden.

W. B.

### Aus dem Bereiche der Anthropologie und Gesundheitspflege.

Zur Frage nach der Entstehung der Arten der Lebewesen, welche Darwin mit seiner den eigentlichen Darwinismus bildenden Selektionstheorie (der Zuchtwahlhypothese) beantwortet zu haben glaubte, macht Prof. Dr. Mori, Wagner in München im Dezemberhefte des Kosmos 1888, der „Zeitschrift für Entwicklungslehre und einheitsliche Weltanschauung“, an welcher alle hervorragenden Darwinianer Deutschlands, Englands u. a. mitarbeiten, interessante Mitteilungen. Er schreibt in einer Abhandlung, betitelt: „Leopold von Buch und Charles Darwin“, wie folgt:

„Leopold v. Buch hat die äußere Ursache der Artbildung richtiger erkannt, als Darwin. — — — Leider war seine geniale Hypothese weder in ihrer formellen Fassung genügend, noch auch durch die Mitteilung bezüglicher Tatsachen hinreichend unterstützt. — — —

„Die betreffenden Stellen in Leopold v. Buchs Werke lauten wie folgt: Die Individuen der Gattungen (Arten) auf Kontinenten breiten sich aus, entfernen sich weit, bilden durch Verschiedenheit der Standorte, Nahrungs- und Bodenverhältnisse Varietäten, welche in ihrer Entfernung nie von andern Varietäten gekreuzt und dadurch auch nie zum Haupttypus zurückgebracht, endlich konstant und zur eigenen Art werden. Dann erreichen sie vielleicht auf andern Wegen auf das neue die ebenfalls veränderte vorige Varietät, beide nun als sehr verschiedene und sich nicht wieder mit einander vermischende Arten. Nicht so auf Inseln. Gewöhnlich in enge Täler oder in den Bezirk schmaler Zonen gebannt, können sich die Individuen erreichen und jede gesuchte Fixierung eigener Varietäten wieder zerstören. . . .

„Deswegen ist es so wichtig, den Standort genau anzugeben und zu bezeichnen, auf welchem die Pflanzen auf den Inseln sich befinden. Er hat fast jederzeit etwas Eigentümliches. Ist er durch natürliche Hindernisse, durch Berggränzen, welche mehr schaden als bedeutende Entfernungen über dem Meer, von andern Orten sehr getrennt, so kann

man dort ganz neue, in andern Teilen der Insel nicht vorkommende Arten erwarten. Vielleicht hat ein glücklicher Zufall durch eine besondere Verbindung von Umständen den Samen über die Berge gebracht, sich selbst an der abgeschlossenen Stelle überlassen, wird dann auch hier im Laufe der Zeiten die aus den neuen Bedingungen des Wachstums entstandene Varietät zur eigenen Art, welche sich immer mehr von ihrer ersten ursprünglichen Form entfernt, je länger sie ungestört in dieser eingeschlossenen Gegend erhalten wird.“

„Migration (Wanderung), Expansion (Ausbreitung) und Isolation (Bereinzelnung)“ — fährt im Anschluß hieran Prof. Wagner fort, der bekanntlich selbst der Vater der Migrationstheorie ist, welche die Artenentstehung im Gegensatz zu Darwin nicht durch „natürliche Zuchtwahl“, sondern durch Migration erklärt. — „Sind die äußeren Faktoren, welche auf Grund der Variabilität und der Vererbungs-fähigkeit persönlicher Merkmale vollständig genügen, um durch Fortbildung und Steigerung geringer individueller Eigenheiten der ersten Kolonisten bei strenger Inzucht und durch die veränderten Lebensbedingungen, welche mit jeder isolierten Kolonienbildung verbunden sind, neue Arten und Varietäten auszubilden und bei genügender Dauer der Isolation als stabile Formengruppen zu fixieren. Dieser Prozeß vollzieht sich in der Regel in ganz friedlicher Weise ohne jeden wesentlichen Einfluß eines Konkurrenzkampfes mit Artgenossen und anderen Organismen, welcher in jeder neuen Kolonie meist geringer ist, als im Wohngebiet des Stammes.“

### Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

Der Stand des öffentlichen Unterrichtes in Brasilien. Ueber den Stand des Unterrichtes in Brasilien schreibt die „Deutsche Post“ aus S. Leopoldo: Für die Schulen wird von der Regierung Geld genug verausgabt, und wenn in den Regierungsschulen doch nicht genug geleistet wird, liegt es wirklich nicht daran, daß die Regierung Geld spart. Man sehe sich nur die folgende Tabelle an.

	Jährliche Einnahme	Jährl. Ausg. für öffentl. Unterricht
	Rückst. à 2,20 Mark.	
Amazonas	1 664 000	112 991
Pará	2 742 000	372 603
Maranhão	733 596	108 912
Piauhy	349 421	38 175
Ceará	808 700	198 560
Rio Grande do Norte	308 327	81 689
Parahyba	460 141	84 663
Pernambuco	2 736 457	723 790
Alagoas	692 355	145 352
Sergipe	716 653	120 718
Bahia	3 484 687	556 503
Espirito Santo	358 980	92 518
Rio de Janeiro	6 258 684	915 484
S. Paulo	3 743 460	532 816
Minas Geraes	3 084 440	760 340
Paraná	787 000	115 740
Santa Katharina	342 354	91 107
Rio Grande do Sul	2 917 280	546 713
Goyaz	222 234	36 000
Matto Grosso	241 286	52 260
	32 662 058	5 686 943

### Anzahl der Schulen:

Minas Geraes	1 085	Paraná	185
S. Paulo	774	Santa Katharina	151
Pernambuco	771	Maranhão	150
Rio de Janeiro	602	Espirito Santo	104
Bahia	598	Parahyba	91
Rio Grande do Sul	408	Amazonas	86
Pará	289	Rio Grande do Norte	84
Ceará	224	Goyaz	66
Sergipe	206	Piauhy	61
Alagoas	188	Matto Grosso	57

Zusammen 6180 Schulen.

Im Jahre 1874 gab es nur 4012 Schulen; somit hat die Zahl derselben sich in den letzten 9 Jahren um 2168 vermehrt. Rechnet man nach dem letzten Zensus die Zahl der freien Bewohner Brasiliens auf 8 193 639 Seelen, so kommt eine Schule auf 1239 Bewohner.

### Für unsere Hausfrauen.

Ueber die Konservierung des Fleisches.

#### II.

D. Konservierung des Fleisches durch säurewidrige Stoffe.

1) Chlornatrium (Kochsalz, Küchensalz, Salz).

Das Chlornatrium, schlechthin das Salz genannt, bildet bekanntlich die Grundlage des altherwürdigen Pökelfahrens. Demselben konnte bis jetzt nur das Rind- und Schweinefleisch, keineswegs das

Kalb- und Hammelfleisch unterworfen werden. Nach Payens Erfahrung läßt sich das Pferdefleisch mit Erfolg salzen.

Das gewöhnliche Pökelfverfahren besteht in Einreiben der Fleischstücke mit Salz und Aufbewahrung derselben in der Lake. Dabei findet eine Diffusion statt; das Salz zieht die flüssigen und löslichen Stoffe des Fleisches bedeutend aus und das Fleischstück nimmt dafür Chlor-natrium auf. Das Fleisch wird also salzreicher. In die Lake gehen aber die Fleischsalze (Chlorkalium, phosphorhaltiges Kalium), die Kreide (Kreatin u. s. w.) und selbst Proteinstoffe (lösliches Eiweiß, Myosin u. s. w.). Das Fleisch wird also ärmer gerade an den Stoffen, auf welche der größte Wert gelegt wurde. Girardin fand in der Salzlake vom amerikanischen Pökelfleisch 62,23 % Wasser, 29,01 Chlor-natrium, 3,65 andere Salze, 0,48 Phosphorsäure, 1,23 Albumin und 3,4 andere organische Stoffe; der Stickstoffgehalt der Lake betrug 0,267 %. Nach den Untersuchungen von J. v. Liebig verliert das eingesalzene Fleisch, wenn es mit dem aufgestreuten Salze eine Lake bildet,  $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{2}$  der s. g. Flüssigkeit. Die Salzlake reagirt sauer, liefert mit Ammoniak veretzt, einen reichlichen Niederschlag von phosphorhaltigem Bittererdeammoniak; sie ist also reich an Phosphorsäure und Bittererde, weiter an Milchsäure und Kali. Kreatin konnte wegen der großen Salzmenge in der Lake nicht nachgewiesen werden, wohl aber Kreatinin; man erhielt dies nach dem Auskristallisiren des Kochsalzes durch Zufügung von Chlorzink zu der Mutterlauge als Kreatinindoppelsalz. Albumin läßt sich in der Lake ebenfalls nachweisen. Erhitzt man sie zum Sieden, so scheidet sich eine große Menge Albumin als weißes Gerinnsel ab.

Die Auslaugung des Fleisches durch eingeriebenes oder aufgestreutes Chlor-natrium erweist sich beim Schweinefleisch minder bedeutend als bei dem Rindfleisch. Gefalzenes Schweinefleisch gilt dem Seemann für eine erträgliche Kost, gefalzenes Rindfleisch wird aber selbst von diesen wenig verwöhnten Leuten mit Widerwillen verzehrt. Seit dem Jahre 1847, in welchem J. v. Liebig die unliebsamen Effekte des Pökelfverfahrens unwiderleglich dargethat, hat man dasselbe zu verbessern gesucht. Es kommt darauf an, die Dauerhaftigkeit des Fleisches durch Salzeinfluss zu bewirken, dagegen den Austritt von wesentlichen Stoffen aus dem Fleische möglichst zu verhüten.

J. v. Liebig empfiehlt die Anwendung einer Flüssigkeit, welche die Stoffe, die beim gewöhnlichen Pökelfverfahren in die Lake übergehen, bereits enthält. Diese Flüssigkeit enthält auf 50 Kilo Wasser 18 Kilo Kochsalz und 250 Gramm phosphorhaltiges Natrium; zu je 5,5 Kilo dieses Salzwassers werden noch 3 Kilo Fleischextrakt, 750 Chlorkalium und 300 Gramm Natronsalpeter zugefügt; durch Anwendung dieser Pökelflüssigkeit soll die Auslaugung des Fleisches vermieden werden.

Whiteland will durch ein anderes Verfahren die bekannten Fehler der gewöhnlichen Pökelfung zur Ausgleichung bringen. Er nimmt das Salzfleisch mit der Lake auf einen zweckmäßig eingerichteten Dialysator; nach den Gesetzen der Diffusion treten die Salze der Lake und des Fleisches in das Wasser; die Eiweißkörper werden aber zurückgehalten. Nach 3—4 Tagen wird das Verfahren der Dialyse unterbrochen; das Fleisch ist jetzt ziemlich salzfrei und rivalisirt mit dem frischen Fleisch in Bezug auf Geschmack. Aus der Lake wird durch Eindampfen ein brauchbares Fleischextrakt dargestellt.

Durch das gewöhnliche Pökelfverfahren werden die Fleischstücke selten durch die ganze Masse hindurch gleichmäßig verändert. Auf Durchschneiden größerer Stücke bemerkt man Unterschiede von Peripherie und Centrum bezüglich der Farbe und anderer Verhältnisse. Martin de Signac hält dieses für einen großen Fehler, den er glaubte verbessern zu müssen. Er preßt eine gefättigte Chlor-natriumlösung in das Centrum des in die Salzlake gelagerten Fleischstücks. Die Lösung soll sich von da nach der Peripherie hin verbreiten. Ein Trokar mit einer passenden Kanüle kommt dabei zur Anwendung.

Für höchst ingenüß hat man das Morganische Verfahren erklärt. Dabei wird eine Flüssigkeit, bestehend aus 5 Kilo Salzlake, 125 bis 200 Gramm Salpeter, 1 Kilo Zucker, 15 Gramm Phosphorsäure und etwas Gewürz, unmittelbar nach dem Tode des Thieres mittelst einer zweckmäßigen Vorrichtung in den linken Ventrikel des Herzens injiziert und, nachdem das Blut aus dem geöffneten rechten Vorhof ausgeflossen ist, bis in die feinsten Gefäßverzweigungen gepreßt. Nach Beendigung dieser Operation, die 10—20 Minuten dauert, wird das Fleisch getrocknet und in Holzstöße verpackt. Der Vorzug dieser sehr gerühmten Methode besteht darin, daß das Fleisch saftig bleibt und seine ernährenden Bestandteile behält.

Cirio bringt das zu konservirende Fleisch in ein luftdicht verschließbares, mit 2 Tubulaturen versehenes Gefäß, evakuiert dasselbe und läßt dann eine mit 2—5 % salpetersaurem Kalium veretzte Kochsalzlösung einfließen. Nach einem Kontakt von wenigen Minuten werden die Substanzen aus der Flüssigkeit genommen und an der Luft getrocknet, wonach sie vollkommen haltbar sein sollen.

Unzweifelhaft gehört das Pökelfverfahren zu den Konservirungsmethoden, die billig und leicht auszuführen sind und einen sicheren Erfolg haben. Diese glänzenden Eigenschaften lassen denn auch davon absehen, daß das gefalzene Fleisch nicht alle die Stoffe besitzt, welche im frischen Fleische vorkommen. Aber man kann ja die mangelnden Stoffe durch Zufügung anderer Nahrungsmittel zu dem Salzfleische ersetzen. Wenn Robert Galloway dies durch das Verpeisen geringer Dosen von phosphorhaltigem Kalium erreichen will, so muß man fragen, ob das wohl ernstlich gemeint ist. Durch Zufügung von Vegetabilien (z. B. Kartoffeln) zu dem Salzfleisch ist dem Ausfall der Kaliumverbindungen leicht abzu-

helfen. Gut gefalzenes und in der Küche gut zubereitetes Schweinefleisch (Sulperfleisch) wird von vielen unter die Delikatessen gerechnet. Verzehrt man dazu eine Fleischextraktsuppe nach dem Liebig'schen Rezepte, so erhält man die im Sulperfleische fehlenden Kalisalze vollständig ersetzt. Eine Tasse Kaffee nach dem Essen oder ein Teller Fleischbrühsuppe vor dem Austragen des Sulperfleisches dürften ebenso dazu genügen, den Körper mit der genügenden Menge Kalisalze zu versorgen.

**Anleitung zum Stopfen von Mouffeline, Battist und Leinwand.** Diese Arbeit erfordert gute Augen, sehr viel Geduld und Beharrlichkeit, und da sie sehr teuer bezahlt wird, so will ich hier die Beschreibung davon mittheilen.

Man zieht zuerst mit einer feinen Nadel alle zerrissenen Fäden nach der Länge und nach der Breite heraus, soweit als die Fäden schadhast oder dünn sind. Die ausgezogenen Fäden bilden eine Art Charpie, die sehr hinderlich ist, und deshalb abgeschnitten werden muß. Hieran nimmt man ein Stück grünes Papier oder Wachstafel. Auf dieses Papier schlägt man den zerrissenen Teil zu Fäden, und zwar die rechte Seite der Arbeit auf das Papier gefehrt, weil die Fädickei auf der linken Seite ausgeführt wird. Nachdem man in eine sehr feine, langöhrige Nadel einen zu dem Stoffe passenden Faden eingefädelt (entweder Faden aus einem Stückchen Battist oder Mouffeline), zieht man Fäden in der Breite, und zwar je einen an der Stelle des ausgezogenen Faden. Man befestigt die Fäden aber nicht mit einem Knoten am Anfang und am Ende, sondern man verfährt auf folgende Art: anstatt gleich da anzufangen, wo die Fäden abgeschnitten sind, beginnt man viel weiter oben, indem man abwechselungsweise einige Fäden auf die Nadel nimmt und eben so viele liegen läßt, gerade als wolle man auffassen, und so fährt man fort, bis man an das Loch kommt. Auf dieselbe Weise hört man auch auf, und je kleiner man die Stiche macht, desto weniger verzieht man das Zeug. Sind auf diese Weise alle Fäden in der Breite gezogen, so dreht man die Arbeit um, und zieht die Fäden der Länge nach, indem man immer abwechselungsweise einen Faden auf die Nadel nimmt und einen liegen läßt. Es ist sehr wesentlich, daß man nie mehr als einen Faden auf einmal nimmt. Ist die erste Reihe gemacht, so wendet man nicht um, sondern schneidet den Faden ab. Die zweite Reihe beginnt man wieder von unten, dicht nach der ersten und zwar so, daß man diesmal den Faden, den man bei der vorhergehenden Reihe liegen ließ, aufnimmt und den vorher aufgenommenen diesmal liegen läßt. Der Faden wird bei jeder Reihe abgeschnitten. Ist die Arbeit beendet, so schneidet man alle herausstehenden Fäden ab, so wie die größeren Stiche, die dazu dienen, die Fäden am Anfang und Ende zu befestigen. Ist die Fädickei gelungen, so soll man sie von dem übrigen Stoff nicht unterscheiden können.

**Von der Seife.** Wie notwendig die Verbreitung chemischer Kenntnisse ist, lehrt uns das Kapitel von der Seife. Viele, in jedem Hause so unentbehrlich, wird nicht selten in einer Qualität geliefert, welche den gerechten Zorn des Fachmannes erwecken muß. Der Schaden, welcher uns dabei zugefügt wird, ist ein doppelter, einmal werfen wir unser Geld weg und dann ruiniren wir unsere Wäsche u. c. Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, alle die tausend Kunststücke aufzuzählen, welche bei Herstellung von Seife gemacht werden und gemacht worden sind. Nur den allergrößten Schwindel, welcher auch der verbreitetste ist, wollen wir kennzeichnen.

Es ist uns eine Art von Lebensaufgabe geworden, jedes Seifenladensfenster zu studiren. Nämlich schon das einfache Auge genügt häufig, hier den Fehler zu entdecken. Wer hätte es nicht schon erstaunt beachtet, wie die ausgestellten Seifenriegel beschlagen sind mit einer weißen, salzigen Kruste, und wie dieselben sich bei längerem Liegen vollständig krumm ziehen. Diese jeweilige Ausscheidung ist schöne Soda und das Schrumpfen der Seife kommt vom Wasserverlust. Jede Seife enthält Wasser und zwar in Mengen, die von 10 bis 50 Prozent bei den verschiedenen Seifen schwanken. So wenig es nun dem Interesse des Konsumenten entspricht, Soda und Wasser als Seife zu bezahlen, so häufig läßt sich der Seifenfabrikant durch die schlimme Konkurrenz zu schlechter Fabrikation verführen. Die Soda wirkt nämlich, daß die Seife eine größere Menge Wasser festhält.

Obiges Anzeichen des Auswitterns genügt vollständig für den Laien, und wer künftig Seife kauft, der wolle stets vorher erst das Schaufenster studiren.

### Sprechsaal für jedermann.

**Ueber den Paragaytee.** Schon zu verschiedenenmalen hatte ich Gelegenheit, Paragaytee zu trinken, zuletzt noch etwa vor sechs Wochen, als einer meiner Freunde von seinem ehemaligen Schulfreunde eine Sendung Yerba Maté erhielt, und zwar mit den gravirten Kürbissen, woraus er getrunken wird, und den Röhren, woran sich unten ein Sieb befindet. Der Maté wurde nun genau nach Vorchrift arrangirt und die Kürbisse machten dann die Kunde, genau so, wie der gütige Sender es beibrachte; aber da hätten sie die Gesichter der versammelten neun Personen sehen sollen. Mich überläuft noch eine Gänsehaut, wenn ich an den Geschmack denke. Aber ich war nicht der Einzige, der schnellig den Mund öffnete nach dem ersten Schluck, alle Uebrigen machten es ebenso, und unser Urtheil lautete, das Unkraut schmeckt wie

der ordinarste chinesische Tee, der sogenannte Maloo oder sundried Tea, von welchem schon einmal getrunken ist, bevor er exportirt wird. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß sämtliche neun Personen, von denen hier die Rede ist, etwas von Tee verstehen, nachdem sie Jahre hindurch ausschließlich damit umgehen.

Dieser Maloo wird in Deutschland gar nicht in den Handel gebracht, weil der Verkäufer gar zu leicht mit dem Strafrichter Bekanntheit machen könnte, dahingegen wird er gerade nach den südamerikanischen Ländern hier von Hamburg ausgeführt, und zwar sehr bedeutend, die gerade den Paraguaytee mit besonderer Vorliebe trinken. Wie kommt das? Die Leute sind eben nichts Besseres gewöhnt. Es ist richtig, der gute chinesische Tee ist teurer als der Yerba Maté, aber der Maloo ist es nicht, auch im Zollgebiet würde der letztere nicht teurer sein trotz des ungleich höheren Zolles, welcher daher kommt, daß für chinesischen Tee, einerlei ob billig oder teuer, ein eigener Satz existirt, während Paraguaytee als Pflanzenteile eingeführt wird. Ich arbeite seit 12 Jahren in der Teebranche und kann wohl sagen recht bedeutend, aber in allen den Jahren hat unser Geschäft noch nicht einmal Maté geführt, weil absolut keine Frage dafür herrscht. Auch wage ich zu behaupten, daß unter 100 Deutschen auch nicht drei sind, die den Paraguaytee zu ihrem steten Getränk erwählen würden, wenn sie die Wahl haben zwischen diesem und chinesischem Tee.

Zu Ihrer Orientirung erhalten Sie anbei einige Proben, und zwar von Maté, ordinärstem, mittel und feinem chinesischem Tee.  
Hamburg im Mai. A. H.

**Die erfrorenen Indianer.** Im Nachfolgenden erlauben wir uns über eine Mitteilung in Nr. 16 der „Neuen Welt“, betreffs der erfrorenen Indianer, unsere Meinung zu äußern. Da wir sozusagen Schwärmer für die Indianer gewesen sind und uns auch jetzt noch für die Verhältnisse der Indianer interessieren und jede Einzelheit verfolgen, so können wir wohl sehr gut über die betreffende Mitteilung Aufschluß geben. Uns ist nichts bekannt von einem derartigen Ereignis. Wenn es Tatsache wäre, daß 5000 Indianer erfroren wären, so würde doch in hiesigen Zeitungen, die sonst jede Aufsehen machende Angelegenheit haarklein berichten, etwas zu finden gewesen sein. Im übrigen können wir Ihnen mitteilen, daß die Crow-Indianer gar nicht mehr 5000 Krieger besitzen. Es ist jedenfalls eine erfundene Geschichte der betreffenden amerikanischen

Zeitung, um Aufsehen zu machen. Die Indianer, die hier in Amerika mit den klimatischen Verhältnissen besser bekannt sind als jeder andere Einwohner, würden sich einer derartigen Gefahr niemals aussetzen, zumal da in den Territorien, die ihnen zugewiesen sind, genug Nahrung geboten ist, und die Regierung sie soviel wie möglich unterstützt. Die Indianer sind ein unterdrücktes und bedrängtes Volk, und wir wünschen von ganzem Herzen, daß sie erhalten und zivilisirt werden.

Philadelphia, 28. April 1884.

Richard Gerth, Maschinenbauer. Oskar Seidel, Weber.

### Rätsel.

Zwei Worte waren's, die die Freundin rief,  
Als ich am Rosenhag Euch jüngst besauste.  
Ein Wort von gleichen Lauten jubelt ich,  
Als ich darauf mit dir sogleich die ersten Küsse tauschte. z. n.

### Rebus.



## Ein Nationaldenkmal

für die Brüder Jacob Grimm und Wilhelm Grimm in ihrer Vaterstadt Hanau a. M.

Am 4. Januar 1885 und am 24. Februar 1886 werden hundert Jahre verflossen sein, seit Jacob und Wilhelm Grimm in Hanau das Licht der Welt erblickten.

Die Bürger Hanau's, stolz darauf, daß zwei der berühmtesten Gelehrten und besten Söhne unserer Nation in den Mauern ihrer Stadt geboren sind, haben mit opferbereiter Begeisterung den durch das Herannahen dieser Tage angeregten Gedanken ausgenommen, dem edlen Brüderpaare in seiner Vaterstadt ein seiner würdiges Denkmal aus Erz zu errichten.

Aber nicht nur die Vaterstadt, nicht nur das heilige Heimatland sind zur Ausführung des Werkes berufen: die ganze Nation hat das Recht, wie die Pflicht, das Andenken der unvergeßlichen Männer dankend zu ehren.

Die Brüder Grimm haben die deutsche Altertumswissenschaft begründet und die Schätze der Vergangenheit für das Leben der Gegenwart zurückgewonnen. An „Grimms Märchen“ erbauen sich tausende von deutschen Kinderherzen. In unsere Sprache sind die beiden Forscher tiefer eingedrungen als irgend jemand und haben aus ihrem unergründlichen Schachte Schätze zu Tage gefördert, deren Reichthum unser Volk staunend in dem unvergleichlichen Werke erkennt, das ihren Namen trägt und allein genügen würde, ihnen die Unsterblichkeit zu sichern.

Ihr gewissenhafter Ernst, ihr prunkloses Wesen, ihre geistige Tiefe und ihr reiches Gemüt vereinigten die edelsten Züge der deutschen Art zu einem ewig denkwürdigen Bilde brüderlicher Eintracht und vollstümlicher Wissenschaft.

Sie haben das Vaterland mit der reinsten Hingebung geliebt und durch ihr mannhaftes Eintreten für ihre Ueberzeugung die vaterländische Gesinnung in weiten Kreisen geweckt und befestigt.

An alle Deutschen im Reiche und außerhalb desselben bis zu den fernsten Gestaden der neuen Welt ergeht daher der Ruf, Herz und Hand zu öffnen, da es gilt, die Männer zu ehren, welche unserm Volke erst ein klares Bewußtsein vom Werte seiner Muttersprache, dieser unverfügbaren Quelle seiner Volkskraft und sichersten Grundlage seiner nationalen Zusammengehörigkeit, gegeben haben.

Geldwendungen bitten wir an einen der Schatzmeister des Comité's, Herrn Ludwig Limbert oder Herrn Ph. Heinrich Zeuner, briefliche Mitteilungen und Anfragen an Justizrat Dsius oder Dr. Georg Wolff zu richten.

Hanau a. M., am 23. April 1884.

### Das Lokal-Comité.

Fang                      Freih. v. Groth                      Rauch                      Osius                      Aehl                      Dr. Wolf  
Landg.-Präsident.                      Landrat.                      Oberbürgermeister.                      Justizrat.                      Fabrikant.                      Gymn.-Oberlehrer.

Herr Dr. Heuser in Hanau hat uns im Namen des Korrespondenzausschusses vom Grimm-Comité ersucht, vorstehenden Aufruf zu veröffentlichen, und wir kommen diesem Wunsche mit Vergnügen nach, weil die Errichtung eines Nationaldenkmals für Männer, wie die Brüder Grimm, eine Ehrensache für das gesammte Volk ist. Sollen Freunde der „N. W.“ uns Beiträge einfinden wollen, so erklären wir uns, gleichfalls auf Wunsch des Grimm-Comité's, bereit, über dieselben an dieser Stelle zu quittiren und sie weiterzugeben. Die Red. d. N. W.

Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. (Fortf.) — Die religions-philosophischen Schriften des Privatgelehrten Julius Lippert. Von Leopold Einstejn. — Emanuel Geibel. (Mit Portrait.) Von J. Stern. — Das Weisheit. Von B. Dulst. — Die beiden Könige. Gedicht von Em. Geibel. (Mit Illustration.) — Der Somnambulismus. Von Karl du Prel. — Der Frühling. Gedicht v. Rudolf Lavant. — Unsere Illustrationen: Schloß Chillon am Genfersee. — Aus dem Gebiete der Anthropologie und Gesundheitspflege: Zur Frage nach der Entstehung der Arten der Lebewesen. — Beiträge zur Länder- und Völkerkunde: Der Stand des öffentlichen Unterrichts in Brasilien. — Für unsere Hausfrauen: Ueber die Konservirung des Fleisches. II. D. Konservirung des Fleisches durch säulniswidrige Stoffe. 1) Chlornatrium. — Anleitung zum Stopfen von Mousseline, Battist und Leinwand. — Von der Seife. — Sprechsaal für jedermann: Ueber den Paraguaytee. — Die erfrorenen Indianer. — Rätsel. — Rebus. — Ein Nationaldenkmal für die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm in Hanau a. M. — Vertzlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunft. — Gemeinnütziges. — Mannichfaltiges.

Mit diesem Heft schließt das III. Quartal des 9. Jahrganges der „Neuen Welt“. Die geehrten Post-Abonnenten werden ersucht, die Bestellungen auf das IV. Quartal ungefümt aufzugeben, damit keine Unterbrechung in der Zustellung des Blattes eintritt.  
Die Expedition der „Neuen Welt.“